Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 5 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **31. Januar 1908**

Wir Jungen und die Politik.

Ein Brief an Werner Sombart von Privatdozent Dr. med. et phil. W. Hellpach-Karlsruhe.

Wer Ihre „antipolitischen" Darlegungen nur aus dem Widerhall kennt, den sie in der Tagespresse gefunden haben, der müßte meinen, Sie hätten ein paar geistreichelnde Absurditäten zum besten gegeben, über die es sich kaum oder höchstens wegen der Gefahr der Verwirrung in einigen von Ihrem Namen geblendeten Geistern zu reden verlohne. Keine Kritik, auch die ruhigste und verhältnismäßig sachlichste nicht, hat es für nötig gehalten, ernstlich zu fragen, ob Sie nicht etwa an ein Problem gerührt haben, mit dem die ganze intellektuelle Jugend unserer Tage aufs schwerste ringt — und ob Sie vielleicht gar auf die brennende Frage die Antwort erteilt haben, zu der heute oder morgen der Gang der Dinge eben diese Jugend treiben muß und soll. Muß und soll: das heißt, diese Antwort ist nicht bloß die kausal unvermeidliche (ob sie das ist, mag sogar am Ende bestritten werden), sondern die teleologisch beste, diejenige, mit der die wertvolle Fortbildung unserer Gesamtkultur einschließlich der Politik am vollkommensten gesichert wird. In der Tat, tut man sich mündlich um, so stößt man bei überraschend vielen Altersgenossen auf solche Bewertung Ihrer Aeußerungen. Es gibt ja so leicht keinen einigermaßen Begabten, geistig Interessierten (von den literarisch oder rhetorisch Befähigten ganz zu schweigen), an den nicht frühzeitig die Versuchung heranträte, in die Politik einzutreten. Es muß unumwunden zugegeben werden, daß dieser Versuchung in den letzten Jahren wieder mehr junge Männer erlegen sind, als es etwa zwischen 1890 und 1900 der Fall war: in fast allen Parteien sind „Jugendbewegungen" aufgeflackert oder künstlich angeregt worden. Ich bin überzeugt, daß auf diesen Wellenberg, der in der jüngsten Reichstagswahl seinen Kamm geworfen hat, ein neues tiefes Tal folgen wird. Aber nicht diese „Prophezeiung" will ich hier begründen; sondern ich möchte Ihnen darin zustimmen, daß das gründliche Abfließen dieser Woge, ganz gleichgültig, ob es nun faktisch erfolgt oder nicht, wünschenswert ist, daß unsere geistige Jugend ihre Kulturmission am besten, ja vielleicht nur dann überhaupt erfüllen kann, wenn sie der politischen Tätigkeit fern bleibt — soweit nicht etwa unbezähmbare Neigung zur Politik den einzelnen unwiderstehlich in die politischen Zirkel wirbelt. Politische Abstinenz aller derer, die sich nicht als „geborene" Jünger der Politik fühlen (und auch dieses Gefühl sollte aufs kritischste von ruhiger Ueberlegung geprüft werden), liegt heute geradezu im Interesse gesunder Entwicklung; sie ist nicht bloß Möglichkeit oder Notwendigkeit, sondern Pflicht.

Warum? — Weil ein jeder in seiner kurzen Spanne Leben mit seiner persönlichen Kraft haushalten soll, so gut er kann, weil er sie dorthin konzentrieren soll, wo er die Gewißheit hat, sie in tüchtige, sein Bestes verkörpernde Leistungen umzusetzen, und weil es solche Leistungen im Bereiche unserer deutschen Politik heute und für absehbare Zeit nur auf einer Stufe der politischen Betätigung gibt, die zu ersteigen gerade der Politiker die wenigste Hoffnung hat. Wer wollte es bezweifeln, daß im Amte des Ministers und Staatssekretärs, allenfalls auch noch in der Stellung eines Ministerialdirektors oder Präsidenten eines der kleineren Reichsämter, die Politik auch bei uns und heute dem Dasein des Inhabers solchen Amtes einen wirklich befriedigenden, ausfüllenden, ja großen Inhalt zu geben vermag? Namen wie Miquel und Budde, Posadowsky, Tirpitz und Dernburg, Bödiker und Althoff reichen hin, um das zu erweisen. Aber welche Chancen hat denn der Politiker, auf solche Posten berufen zu werden? Von allen Leuten die minimalsten. Miquel ist nicht als Parlamentarier, sondern trotz dieser Eigenschaft aufgestiegen; er durfte (gleich den vereinzelten Genossen ähnlichen Schicksals) nichts Eiligeres zu tun haben, als den politischen Teil seiner Lebensleistung vergessen zu machen. Und ließe sich Dernburg etwa dort denken, wo er heute steht, wenn er im normalen Lebensalter sich als Mitglied der freisinnigen Vereinigung ins Parlament hätte schicken lassen oder auch nur als Vorstand einer örtlichen Wahlorganisation politisch hervorgetreten wäre? Es gibt bei uns wirklich keinen Weg, der so sicher zum Ausschluß von der Möglichkeit schöpferisch-politischer Leistung führt, wie der Weg durch die Politik; und an jeden, der politischen Ehrgeiz größeren Stiles hat, der nicht bloß Politik reden und schreiben, sondern Politik machen will, ist kein Rat so wohlgemeint wie der, die Politik in weitem Bogen zu meiden.

Denn das ist ja das Charakteristische, daß eben nur der regierende Politiker bei uns in die Lage kommt, Politik zu machen; der Parlamentarier, der Demagoge (im besten Sinne) überhaupt nicht. Opposition wird zertrümmert oder matt gesetzt. Das Schicksal des Zentrums und der Sozialdemokratie bezeugen es. Positive Parteien werden ausgenützt, ohne zum mindesten legalen Einfluß zu bekommen: die Nationalliberalen. Nur auf dem Umwege über persönliche, politisch nicht verantwortliche und oft nicht einmal sichtbare Beziehungen ist wirklicher Einfluß zu erringen: die Reichspartei in der Aera Stumm, die Konservativen heute wie ehedem, das Zentrum im letzten Jahrfünft. Womit man sich zugleich der bedingungslosen Gouvernementalität verschreibt: der Bund der Landwirte mußte wohl oder übel unter die parteikonservativen Fittiche kriechen, das Zentrum büßte einen einzigen Oppositionsversuch mit dem Verlust der Machtstellung. Ich sehe nicht, wie diese Perspektiven einen jungen Menschen von Talent und Charakter locken könnten, sich der Politik zu verschreiben; ja, es wäre ein böses Zeichen, wenn sie es fertig brächten.

Nun sagt man dagegen: es muß eben anders werden, und daran sollen alle mithelfen. Damit meint man den Parlamentarismus. Aber keiner weiß ein Rezept, ihn herzuzaubern, ihm auch nur einen Schritt entgegen zu tun. In Wahrheit liegt die Sache bei uns ganz ähnlich wie in Oesterreich: die parlamentarische Regierungsform wird, wenn sie einmal kommt, von oben kommen; kraftvolle und weitblickende Persönlichkeiten der Regierung werden sie einbürgern, Persönlichkeiten, die eben auch wieder nicht aus der Politik hervorgegangen sein werden. Von unten kommt uns keine

Aenderung der Regierungsform. Diese Möglichkeit ist 1867 verpaßt worden, und den verpaßten historischen Augenblick bringt keine Ewigkeit wieder. Die Parteien können (darauf laufen die gelegentlichen Vorschläge, die man liest, hinaus) das Parlament lahmlegen, mehr nicht; die Regierung wird dann fortwursteln (wie in Oesterreich) oder aber (bei uns das übliche) durch nationale Forderungen (Armee, Marine, Kolonien) sich eine willige Mehrheit schaffen. „Es ist noch immer, immer, immer gut gegangen....“ Aus dieser Zwickmühle heraus weiß die „nationale Demokratie“, die sich jetzt etabliert hat, so wenig einen Weg, wie der nationale Liberalismus einen gewußt hat. Auch ihm blieb nichts übrig, als sich in eine gefügige und eine bedeutungslose Hälfte zu spalten — sich benützen oder sich ausschalten zu lassen.

Trostlose Perspektiven: wenn nämlich aller Trost in politischen Möglichkeiten läge. Aber davon ist ja zum Glück keine Rede. Wer, in der nüchternen Erkenntnis der Hoffnungslosigkeit deutscher Politik, dennoch den Drang ins öffentliche Leben spürt, braucht solchem Drang keine gar zu beschwerlichen Zügel anzulegen. Sie selber bezeichneten schon die Selbstverwaltungskörper als Stätten öffentlicher Betätigung, an denen auch der un- und antipolitische Geist die Möglichkeit zu *sachlicher und schöpferischer* Arbeit im Allgemeininteresse findet. Lassen Sie mich hinzufügen: die Berufsverbände, die Wirtschaftsassoziationen, die großen Interessenvereinigungen aller Art. Die stimmen, wenigstens die „mitzählenden“, darin überein, daß sie politische Neutralität halten — Flottenverein und Zentralverband der Industriellen, Gewerkschaften und Handlungsgehilfenverband, Bund der technischen Beamten und Bund der Landwirte, Leipziger Aerzteverband und Handelstag; sie lehnen sich natürlich gelegentlich stark an eine Partei oder Parteigruppe an, aber eben doch nur taktisch, um sie als Mittel zu benutzen, und nicht programmatisch eingeschworen. Die stimmen auch darin überein, daß *sie* von Tag zu Tag mehr die eigentlich *bewegenden* Mächte unserer sozialen Entwicklung werden, zu denen die politischen Körperschaften immer deutlicher in das Verhältnis eines formulierenden Vollzugsausschusses treten. In ihren Reihen ist die Sachkenntnis, die wirklich hervorragende Leistung, die Persönlichkeit mit ihrem Besten führend, nicht die Glätte der Umgangsformen noch die Skrupellosigkeit der demagogischen Phrase, die in der Politik (jene oben, diese unten) die Wirkung verbürgen. Schon heute sind die besten Mitglieder unserer Parlamente die Führer solcher Interessenverbände (wer ist uns denn interessanter und wichtiger: Normann oder Graf Kanitz? Liebermann oder Schack? Hieber oder Stresemann? Kopsch oder Kämpf? Stadthagen oder Hué?), sind sie es alle mit der deutlichen Neigung, Programm Programm sein zu lassen und das sachlich Erstrebte von jeder Mehrheit zu nehmen, die sich dafür ergibt. Ich will nicht prophezeien, ob (was so wenig reaktionäre Leute wie Jentsch und mancher andere noch hoffen) auf diesem Wege unsere ganze Politik eine berufsständische Umbildung erfahren wird. Das weiß ich nicht. Aber daß unsere politischen Parlamente sich anschicken, immer mehr eine Art Subkomitees der „Berufsparlamente“ zu werden, dieses Zeichen der Zeit läßt sich höchstens geflissentlich noch verkennen.

Damit wird auch die kolossale Ueberschätzung der Politik, von der Sie mit Recht gesprochen haben und die wohl nur die natürlichen Nachwehen einer großen politischen Geburtszeit (1860—1877) darstellt, von selber verblassen. Gewiß, es hat in der

Völkerentwicklung politische Perioden im strikteſten Sinne, d. h. in dem Sinne, daß die Politik die entſcheidend umbildende Gewalt war, gegeben. Aber ihnen ſind doch andere und meiſt deſto ausgeſprochener unpolitiſche voraufgegangen und gefolgt: müſſen doch eben auch die Kulturſaaten ausgeſtreut werden, keimen und reifen, ehe die Zeit des Schnittes und der Bergung kommt. Nun heißt es wohl: Wie ſoll ſolch ein politiſch Zeitalter, bricht es herein, die rechten Männer finden, wenn alles mittlerweile von der Politik ſich abgekehrt hat? Die Erfahrung aber widerlegt dieſe Sorge. Große politiſche Zeiten überraſchen immer durch die bedeutende Zahl jungfräulicher Talente und Charaktere, die ſie in die Höhe führen, ſowie durch die bedeutende Summe von Sachkenntnis, die ſie zeitweilig der Politik dienſtbar machen; am wenigſten aber ſind es die politiſch ſchon Abgeſtempelten und „Sturmerprobten", die dabei in führende Poſition treten (man denke z. B. nur an die Hilfloſigkeit, mit der die meiſten 48er — von rechts und links — den Ereigniſſen der Reichsgründung gegenüberſtanden!). Für das Wirken in einem kommenden politiſchen Zeitalter gibt es gar keine ſchlechtere Vorbereitung, als die heutige Politik, und gar keine beſſere, als die Enthaltung von ihr. Gerade auch das wird unſere intellektuelle Jugend ſich vor Augen halten müſſen: die Pflicht, unverbraucht *von* der Politik zu bleiben, um einſtens vielleicht unverbraucht *für* die Politik zu ſein.

Daß praktiſche Enthaltung nicht theoretiſche Entfremdung bedeutet, darauf haben Sie ja ſchon hingewieſen. Im Rahmen der „allgemeinen Bildung" (was das übrigens ſei: das dringlichſte geiſtige Problem unſerer unheimlich ſpezialiſierten Epoche!) finden auch die großen politiſchen Fragen ihre Stelle. Nur eben daß der Geiſt nicht in der Abrackerei mit den kleinen zermürbt wird, mit den Fragen des Tages von heute, die einmal ernſt genommen zu haben, morgen jeder belächelt. Und daß dieſe kleinen Fragen in ihrer Wichtigkeit durchſchaut, das Augenmaß, die politiſche Größenſchätzung, die im Parteigetriebe rettungslos verloren zu gehen pflegt, geübt, ein Problem in ſeinen Zuſammenhängen und Folgen mit Muße *durchdacht* werden kann: Beſinnung auf die letzten Grundlagen, wie ſie notwendig jeder intenſiv praktiſchen Leiſtung folgen muß, die ja doch nie ad infinitum fortgeſetzt werden kann, ohne ſich zu erſchöpfen. Doch darüber brauchen wir nicht zu theoretiſieren, das wollen Sie uns ja praktiſch vormachen hier im „Morgen". Ich bin keinem gegenüber ſo blindgläubig, daß ich darauf ſchwören möchte, der Verſuch werde Ihnen ſogleich vollkommen glücken. Aber der Verſuch allein verdient unſeren Dank und iſt, wie ich Ihnen kürzlich in behaglicher Plauderſtunde ſchon verſicherte (am Bußtagabend, wo der Feiertagstrubel einer in den Flegeljahren ſich räkelnden Weltſtadt uns ſo viele Themen zum Variieren hinwarf) — iſt dieſes Dankes gewiß. Von den Alten hat mittlerweile Carl Jentſch es Ihnen vor aller Oeffentlichkeit geſagt. Von den Jungen werde ich, ſcheint's, der erſte ſein; hoffentlich nicht der einzige. Im ſtillen jedenfalls ſind's ihrer viele. Sie haben in Hunderten zu klarer Ueberzeugung gebracht, was als dunkles Gefühl in ihnen gärte, ihnen unnütze Kämpfe, eine falſche Entſchließung, eine ſchwere Enttäuſchung erſpart; ſie für ſich ſelber und für fruchtbare Arbeit an der Gemeinſchaft gerettet. Vielleicht vermag dieſes Bewußtſein nach allem Aerger, den Ihre Arbeit Ihnen vorerſt ins Haus trug, Sie nunmehr ein wenig zu erfreuen: iſt doch die gehegte Meinung am Ende immer noch ein bißchen wertvoller als die gedruckte!

Krieg und Technik.

Von C. von Bredow, Generalmajor z. D.

In der französischen Armee, auch in der Kammer, erklingt zuweilen ein satirisches Wort, dessen Sinn noch kürzlich von Ch. Humbert in seinem vielbesprochenen Buche gegeißelt wurde: La question est à l'étude — d. h. Behörden und Kommissionen beschäftigen sich mit der Angelegenheit. Meist handelt es sich dabei um wichtige Fragen in Bewaffnung und Ausrüstung, die wohl ernste Erwägungen, aber auch schnelle Entscheidung im Interesse der Schlagfertigkeit der Armee erfordern. An Stelle der ernsten Prüfung tritt dann aber manchmal — oder oft — eine pedantisch-bureaukratische Behandlung des Dinges und ein unerträglicher Verschleppungszustand, die der Wichtigkeit der Sache nicht entsprechen. Wenn französischer Witz jenes Wort satirisch wandelt, wie ist's bei uns? Sind da nicht auch manche wichtige Fragen technisch-militärischer Natur à l'étude? — ad infinitum?

Mit jedem Jahre mehr treten die Umwandlungen deutlicher, reliefartiger hervor, welche Explosionsmotor und Elektrizität in Luft, Wasser und auf der Erde dem gesamten Verkehrsleben der Gegenwart aufdrücken, damit als strategische Faktoren im Kriege Bedeutung gewinnen.

Da sind zunächst die Kraftfahrzeuge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Armeeführer im Zukunftskriege in ihren strategischen Entschlüssen freier sind, wenn Proviant und Munition, wo die Wegeverhältnisse es gestatten, auf Kraftfahrzeugen herangeschafft werden, anstatt durch tierischen Zug — ganz abgesehen von der Frage, ob wir für unsere Millionenheere Pferde in genügender Zahl für die Kriegsdauer werden aufbringen können (wenn wir den Wünschen der Pferdezüchter auf Erhöhung des Remontepreises nicht bald nachkommen, ganz gewiß nicht). Eine Armee, die ihre erste Trainstaffel auf 60 km zurückhalten kann (Kraftfahrzeuge), ist leichter beweglich, freier in Entschluß und Aktion, als eine, die diese Impedimenta bereits auf 20 km hinter sich weiß. Das ist ein Fundamentalsatz, an dem nicht zu rütteln ist.

Unsere ersten Versuche mit Lastselbstfahrern datieren aus dem Jahre 1898. Seitdem sind diese Versuche in die sich aus kleinsten Anfängen entwickelnde Kraftfahrzeugabteilung der Verkehrstruppen gelegt worden — bei Aufwendung sehr geringer Mittel, zuerst nur 30 000, dann 100 000 Mark*). — Und heute, nach zehn Jahren, sind wir so glücklich, in der ganzen Armee 25 Personen- und ebenso viele Lastselbstfahrer zu besitzen. Das ist ein wirklich nicht sehr übereilter Fortschritt. Für die Personenselbstfahrer hilft im Manöver das Freiwillige Automobilkorps. Bei den Lastselbstfahrer-Versuchen in bereitwilligster Weise die Privatindustrie. Wer aber hilft im Kriege? Im Kriege, der bereits nach wenigen Tagen — vom dritten Tage an — schwerste Entscheidungen zeitigen kann?

Unsere kräftig entwickelte Privatindustrie der Autobranche, die vorhandenen in Privatbesitz befindlichen Automobile, Lastzüge, Bier- und Geschäftswagen, Autobusse werden zu Etappen-Organisationen zusammengefaßt und von Verkehrstruppen unterstützt, in Verbindung mit Feldeisenbahnen, bald in der Lage sein, Verpflegung und Munition

*) 1907: 762 000 Mark; 1908: 1 880 750 Mark.

den Armeen nachzuführen, Kranke und Verwundete abzuleiten. Immerhin wird auch diese Organisation auf große Schwierigkeiten stoßen. Bei der Zusammensetzung von Fahrzeugen verschiedenster Systeme, Leistungsfähigkeit und Belastungsvermögen wird es an Reserveteilen fehlen, und die Monteure werden Tag und Nacht zu tun haben.

Aber vorne bei den Feldtruppen, in erster Linie, bei den ersten Entscheidungen, da rechnen wir noch heute mit dem tierischen Zug für alles was Proviant, Futter und Munition betrifft — genau wie im Jahre 1870. Das aber kann lähmend auf die strategischen Entschlüsse einwirken und Vorteile von unermeßlicher Tragweite für den Gegner zeitigen, der von seiner Verpflegungsbasis unabhängiger ist.

England zeigt uns da den Weg. England, das in allen technischen Fragen schneller arbeitet wie wir, wo alle wichtigeren Versuche bei zwei Behörden konzentriert sind: Artillerie-Prüfungskommission und Kraftfahrzeugabteilung der Verkehrstruppen. Wir schwanken bis heute in unseren Versuchen, neigen bald zum Dampftrakteur, bald zum 2—3 t Benzinwagen — jetzt wieder zu letzterem. — England hat im Burenkriege mit 50 Fowler-Dampfmaschinen bereits die besten Erfahrungen gemacht und darauf weiter gebaut. In der Mechanikal-Transportbranche besitzt es drei Kompagnien mit je 3—4 Dampftrakteuren und 14—15 Anhängewagen. Die Kompagnie leistet durchschnittlich 200 t, 35—45 km täglich. Im letzten Manöver geschah die Verpflegung der 12000 Mann in kriegsgemäßer Weise größtenteils durch mechanischen Zug. Neuerdings hat England im Mobilmachungsplan für jede der sechs zum Auslandsdienst bestimmten Divisionen 14 Trakteure mit 52 Anhängewagen (à 5 t Ladegewicht) vorgesehen. Aber man hat auch an 2000 Autobusse verschiedener Linien durch Subventionen für den Krieg verpflichtet, ihnen hinsichtlich Stärke von Motor, Unterbau und Karosserie typische Vorschriften gegeben. Der größere Teil davon soll zunächst für Proviant und Fuhrpark der Kavalleriedivision der mobilen Armee ausgenutzt werden. Bei uns ist für die Kavalleriedivisionen überhaupt nichts derartiges vorgesehen — Lilien auf dem Felde — nicht einmal eine Sanitätskompagnie haben sie zum Aufnehmen ihrer Verwundeten.

Und welche Gründe stehen entgegen, daß wir nicht in ähnlicher Art vorgehen? Zunächst: Zwei Kriegstheater, ein östliches und ein westliches. Wir können gegen Rußland nur an die Verwendung der nie versagenden Quadrupeden denken. Den großen Vorteil, welchen Frankreich in dieser Hinsicht vor uns voraus hat, indem es nur mit einem Kriegstheater großartigster Straßenentwicklung zu rechnen hat, hat es durch Neuorganisation seiner Trains und Basierung auf mechanischen Zug noch nicht in entsprechender Weise ausgenutzt. Deutschland ist somit gehalten, seine Proviant- und Fuhrparkkolonnen alter Art beizubehalten, was jedoch die Aufstellung einiger Sektionen Kraftwagen nicht ausschließt.

Sodann heißt es: Lastselbstfahrer im Frieden aufzustellen, d. h. in größeren Organisationen, verbietet sich wegen der Empfindlichkeit der Maschinen und der Schwierigkeit der Instandhaltung derselben. Auch Veraltung der Konstruktionen und damit Reserveteilbeschaffung als Hindernisse werden angeführt. Ich glaube auf Grund meiner praktischen Erfahrungen, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein dürften.

Wenn England auf Wagen von 5 t Ladegewicht abkommt, so brauchen wir das nicht nachzumachen. Ich bezweifle, daß man auf den ins Auge gefaßten Kriegstheatern:

Nordost-Frankreich, Belgien, Holstein, besondere Freude daran erleben wird. Straßenbrücken und Ueberführungen bedürfen dafür besonderer Verstärkung, und im bergigen Gelände wird's schwierig. So lasse ich denn auch unseren Freibahnzug der Seegefelder Fabrik (Dampfmotor) außerhalb der Erwägung. Mit fünf Anhängekarren befördert er immerhin 16—18 t, in der Ebene 7—8 km, im bergigen Gelände 5 km die Stunde. Im Harz 1905 und auch in diesem Jahre bei den Probefahrten Posen—Glatz—Berlin hat sich die Erfahrung herausgeschält, daß im bergigen Gelände von Belastungen über 3½ t abgesehen werden muß. Nehmen wir z. B. Kraftwagen mit 3 t Ladegewicht, so stellt sich für ein Armeekorps die Berechnung wie folgt:

	Wagen	Pferde	Tagesleistung	Marschlänge
6 Proviant-Kol. (29 Wagen à 1 t)	174	850	20 km	5400 m
6 Proviant-Kol. (58 Selbstfahrer à 3 t)	58	0	60 km	900 m

Entleert kehren erstere in drei, letztere in einem Tage zum Magazin zurück. Vorteilhafter aber erscheint es, den größeren Teil — zwei Drittel — auf Trakteuren zu verladen und nur ein Drittel auf Selbstfahrern. Denn eine Proviantkolonne ladet ¾ Tagesbedarf einer Infanteriedivision. Das wäre die Leistung von 9—10 Lastselbstfahrern, für ein Armeekorps also 18—20. Auf 60 km zurückgehalten, könnten sie, leichtbeweglich, hin und hergeschoben werden.

Selbst das Kehrtmachen, der Horror für eine Trainkolonne, das zu Katastrophen führen kann, ist durch den Rückwärtsgang erleichtert.

Aehnlich verhält es sich mit den Fuhrparkkolonnen eines Armeekorps. Diese sieben Kolonnen schaffen in je 60 zweispännigen Wagen je 54 t fort. Würden drei Fuhrparkkolonnen durch 36 Kraftwagen ersetzt, so könnte der Rest auf 18 Trakteuren folgen. Für je zehn Kraftwagen ist außerdem ein Vorratswagen mit Feldschmiede, den nötigen Reserveteilen und Benzin in Anschlag zu bringen. Die Marschlängen würden dadurch von 8—9000 m auf 1500—2000 m herabgedrückt, während in dem Raum hinter den fechtenden Truppen bis auf 60 km Tiefe Bewegungsfreiheit für die Truppensäulen herrschen würde. Da aber Trakteure und schwere Lastwagen in stetig steigender Anzahl im Lande vorhanden sind, so könnte man sich zunächst mit der Aufstellung von 54—56 Lastselbstfahrern und 4—5 Vorratswagen pro Armeekorps als erste Staffel der Trains begnügen, was einem Geldaufwand von ungefähr einer Million entsprechen würde. Das Personal an Monteuren und Schlossern kann man nicht ganz zu Lasten stellen. Neuformationen sind hier unerläßlich, auch wenn wir für den Kriegsfall nur auf Ausnutzung der im Lande betriebsfähigen Selbstfahrer rechnen — und dann erst recht.

Ich halte diese Ausgabe für wichtiger wie die Beschaffung der Feldküchenwagen, die auch an 20 Millionen kosten, und deren Notwendigkeits-Koeffizient im Kriege nur an wenigen Tagen hervortreten dürfte. Der Engländer macht es einfacher und praktischer. Er behilft sich in den vorderen Gefechtslinien mit den schnell selbstkochenden Spirituskonserven. Das tut's auch. Dazu kommt noch die Verlängerung der Trains

um wieder 1200 m pro Armeekorps, während wir bestrebt sein sollten, sie nach Möglichkeit zu verkürzen. —

Mit Selbstfahrern als Kampfmittel, sei es Panzerwagen mit Schnellfeuerkanone oder Maschinengewehr — auch ohne Panzerung —, sind wir ganz im Rückstande geblieben. Frankreich hat 20 derartige Wagen im vorigen Jahre in Auftrag gegeben, nachdem der Typ festgestellt war. Vielleicht etwas übereilt — Vierräderantrieb scheint zu fehlen — aber immer besser wie nichts. Denn im Stellungskriege — und der dürfte in kommenden Kriegen sehr in den Vordergrund treten — werden solche Fahrzeuge nicht unerheblichen Nutzen zu leisten vermögen. Wir besitzen wohl nur die beiden vor einigen Jahren ursprünglich für Rußland hergestellten und dann übernommenen Panzerwagen, die schwer sind und nur Zweiräderantrieb besitzen.

Eine der wichtigsten Errungenschaften moderner Technik ist das Motorrad. Für Befehlsübermittlung und schnelle Erkundungen ein unerläßliches Hilfsmittel. Es ist das auch von uns längst erkannt. Aber immer noch fehlt der Typ, fehlt vor allem die Zuteilung der nutzbringenden kleinen Maschinen zur Truppe. Die Kraftfahrabteilung der Verkehrstruppen verfügt über eine Anzahl — wenn ich nicht irre, an 30 — die bei den Kaisermanövern für Leitung und Führung ausgiebigst ausgenutzt werden. Aber der Truppe wird dieses wertvolle Fahrzeug ferngehalten. Auch nichts getan, um anregend auf private Betätigung zu wirken. Und doch müssen wir im nächsten Kriege fordern, daß jeder Offizier höherer Stäbe mit Auto und Motorrad umzugehen versteht. Für jeden höheren Stab, für jedes Regiment müßte ein Motorrad zur Ausrüstung gehören. —

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Telephon. Die Fernsprechabteilungen genügen, um Oberkommando (Leitung), Generalkommando und Divisionen, auch diese mit den Vorposten zu verbinden.

Es fehlt bei uns an der Drahtverbindung der kämpfenden Truppen mit der Führung und unter sich während des Gefechts. Weder Bataillone noch Regimenter*) sind mit Fernsprechern ausgerüstet. Wie weit ist in dieser Beziehung z. B. die englische Armee voraus! Dort ist der Divisionskommandeur durch die Zwischenbehörden mit den in vorderster Linie kämpfenden Kompagnien verbunden, ebenso mit den Artillerieabteilungen und der vorgeschobenen Kavallerie. Dieser ganze Fernsprechsverkehr ist in eingehendster Weise durch Instruktionen geregelt, so daß jeder Stab weiß, was er zu tun hat. Dabei gilt als Grundsatz, daß jede wichtigere Fernsprechverbindung auch gleichzeitig eine Heliographenverbindung hat, bzw. Signallaterne. Erst dadurch ist sicheres Funktionieren gewährleistet, da die Feuchtigkeit der Erde bei nicht isolierten Leitungen oft empfindsame Unterbrechungen herbeiführt. Auch jeder Offizier der englischen Armee ist imstande, mit Taschentuch-Morse oder Laterne sich auf weite Entfernungen hin verständlich zu machen. Man beherrscht das Morse-Alphabet ebenso wie die Winkerzeichen. Deren Kenntnis wird von allen Mannschaften verlangt. In der Kaserne sind nur Spielkarten mit solchen gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abgesehen vom Patrouillenapparat der Kavallerieregimenter.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. (4. Fortsetzung.)

Michael erwachte mit sehr angenehmen und heiteren Gefühlen. Als wenn er auf den Sommerwiesen gelegen und sanfte Worte gehört hätte. Was? erinnerte er sich nicht. Auch wer ihn angesprochen. Es waren mehrere helle Menschen gewesen. Ein paarmal hatten dunkle Flecken sich in seinem Bilde wie herumgedreht.

Lächerliches Besinnen, wenn so die Fetzen der zarten Gestaltungen aus Träumen noch herumtreiben in einer ganz dunklen Flut, und man sie sammeln und zusammentreiben muß, wie eine Wäscherin ihre fortgeschwommenen Tücher.

„Wäscherin", das Wort lag ihm auf den Lippen. Die Gestalt stand vor ihm und ging allmählich in die Alices über.

Dann kam es ihm so vor, als ob *sie* es im Traum gewesen, die ihn angesprochen. Er mußte sich mit Lachen des damaligen elenden Zustandes erinnern. Kein Wunder, wenn er bisher nicht gewagt hatte, sie an die Freundschaft zu gemahnen.

„So etwas, wie sie damals an mir tat, tut die Herzensgüte und die Höflichkeit des Gemütes, nichts anderes. Was hätte sie tun sollen, wenn sie mich auch nur mit Ruhe noch ansehen wollen, nachdem sie mir Verwahrlostem zufällig begegnen mußte?"

Es waren Gedanken und Gefühle, die flüchtig kamen. Es waren die Schemen des Halbschlafs. Dann erhob er sich, sah sich um, trat ans Fenster und sah auf die Straße. Unten wälzten sich Droschken und Omnibusse und Menschen in der Dämmerung. Er beschloß gleich Besuche zu machen.

Während er die Toilette begann, kamen Freunde.

Graf Amadeus kam, ein spröder, langaufgeschossener, eleganter Edelmann, das Monokel nicht aus dem Auge lassend. Graf Amadeus saß lange wortlos da. Den grauen Zylinder mit Trauerrand hatte er in den Nacken gestülpt, und den Stock mit dem Mondstein stemmte er gegen das Kinn. Ein sehr junger Herr, aber schon ein ganzer Verächter. Er bewunderte lange einen Ring, den Graf Michael auf den Tisch gelegt, und den er von seiner toten Mutter besaß. Ein Opal, der mit Perlen und Rubinen umfaßt war und sich zu einem langen Schilde rundete. Graf Amadeus sah den Ring lange an — und sagte kein Wort. Als er ihn hingelegt und zum zweiten Male in die behandschuhten Finger sorgfältig aufgenommen, sagte er gedämpft näselnd: „Rubine und Perlen wohl — aber nicht noch Opal. — Gestattest du, daß Rodier mir danach eine Busennadel macht? Hast du übrigens gesehen, der Minister Franzius trägt eine Busennadel aus großen Brillanten. Fatal — nicht!"

Als Graf Amadeus hörte, daß Michael am Abend nicht von der üblichen Partie sein wollte, bekundete er seinen Unwillen.

„Politik — i! was! — ein verfluchtes Geschwätz! Du wirst, weiß Gott, noch der langweiligste Pflichtmensch!" sagte er näselnd. Dann sah er Michael an, der unter dem brennenden Kronleuchter am Tische stand, indessen ihm der Kammerdiener die Perlen in sein Hemd knöpfte. Er sah lange in Michaels geistige Züge, die der reiche Kerzen-

schein von oben traf. Dunkel und bleich sah Michael aus, verzehrt sein gelbgraues, ausdrucksvolles Gesicht. Immer noch ein wenig verkniffen, sobald er an etwas ernstlich dachte. Aber die vollen schwarzen Brauen lagen ruhiger als je. Er redete heut kein Wort und zog gar nicht den Mund zum emphatischen Ausdruck rund zusammen. Der Ausdruck der Augen hatte etwas Schelmisches. „Ich bin es doch," schienen die Augen mitten hinein in die Stille zu reden. Sie hatten ein entferntes Lächeln.

Auch andre Freunde kamen, die ihn zum Klub holen wollten — und aushören, wie alles gekommen, und warum im Parlamente gerade ihm die Palme zugefallen wäre? Da war Michael nur harmlos lachend wie ein Kind, ohne große Erklärung. Aber er war durchaus für gar keine Amüsements am Abend zu haben. Daß auch Baron Frederick und Graf Franz und der jugendliche Bruder der Fürstin und ein paar andere junge Herren mit langen, hellen Schoßröcken und Gamaschen über den Stiefeln und mit Gläsern in den Augen — und einem Tone beim Treppensteigen, als gingen sie über die Treppen ihrer eigenen Schlösser und brauchten auf niemand in der Welt Rücksicht zu nehmen — sich mit gemachtem Widerstreit, Lachen und Spöttereien entfernten.

* *
*

Michael fuhr gleich danach aus. Er fuhr zum Minister. Er hatte sich einen besonderen Band seines Werkes, der für seinen eigenen Gebrauch festlich gebunden worden, in den Wagen legen lassen und dachte den Dank an den Minister damit abzutragen. Er dachte vor allem jetzt an Alice und wünschte dringend, nun zum ersten Male, ihr zu begegnen.

„Sie wird kommen," redete er sich mit Sicherheit ein, als er im geschlossenen Coupé durch die Straßen fuhr, in seinen großen Zobelpelz gehüllt, daß man das kleine, zernagte Gesicht beim Vorüberfahren im Laternenschein vom Innern aus flüchtig leuchten sah.

Beim Minister war es totenstill im Treppenhause und tiefe Ruhe auch in den Gemächern. Ein Kanarienvogel sang leise in einem Zimmer der weiten Flucht. Der Ton brach sich in den Teppichen und Vorhängen und kam wie ein inniges, fernes Lachen. Aber sonst schien es, als läge stummer Friede in den halbdunklen Räumen.

Der Minister selber war geräuschlos sofort eingetreten, wie man Graf Michael kaum zu einem Sessel genötigt hatte. Franzius war ein untersetzter, noch jugendlicher Mann. Er hatte einen kahlen Kopf, aber sein Blick war frisch und unverbraucht, trotz der grauen Haare um die Schläfen und im Nacken. Seine Stimme klang tief und gütig. Seine Gesichtsfarbe war frisch. Auch der kurze, volle Bart hatte einen Anflug grauer Haare. Franzius sprach sehr warm gleich und sehr erfreut, und sehr sachlich.

„Wir haben einen Sieg gewonnen, dazu haben Sie viel beigetragen, Graf!" sagte er. Dann kam man auf alle Einzelheiten der Debatte noch einmal zu sprechen und bekräftigte noch einmal die Einigkeit, die in dem Beschlusse des Hauses schließlich gewonnen war.

Aber der Minister, während Michael ihm gegenüber saß und sich im Gespräch wie achtlos unwillkürlich ein paarmal umgesehen, sprang dann bald auch ab und sprach seinen Kummer aus, daß seine Frau wieder in diesem Herbst viel kränkelte. Und er wollte eben eine Entschuldigung vorbringen, daß er ihn leider allein empfangen müßte, als Alice schlicht und einfach, wie eine Schwester angetan, im Türrahmen erschien.

„O Papa," sagte sie im Hereintreten, „ich höre schon, was du sagst. Aber ich komme doch selber, Mama zu entschuldigen."

Und sie ging auf Michael freundlich zu mit der Bestimmtheit, die in allem lag, was sie tat.

Graf Michael konnte eine Bewegung nicht zurückhalten. Er hatte sich ein wenig in die Höhe gerückt. Er ging einige Schritte ihr entgegen und küßte ihr die Hand.

„Sie kennen sich," sagte der Minister.

Alice ließ gar keine Zeit zu Erinnerungen.

„Nein, es ist doch herrlich!" sagte sie, Michael in die Augen sehend, „haben Sie Dank! Ich muß Ihnen ja ganz besonders danken, für das, was Sie jetzt zustande gebracht haben," sagte sie so freudig und so gütig — und verstummte dann doch, ein wenig verlegen.

Graf Michael konnte im Augenblick gar keine Worte finden.

„Sie haben in der Tat —" wollte der Minister die Rede der Tochter weiterführen. Er wußte nicht, was früher vorgefallen.

„Ach Papa — du mußt nämlich wissen," lachte Alice jetzt vollends in ganzer Frische. „Papa weiß natürlich gar nicht, daß wir schon lange Freunde sind," sagte sie munter.

Graf Michael lächelte in einer so kindlichen Art, daß der Minister nur mitzuhören konnte, obwohl er nichts weiter begriff.

„Du mußt nämlich wissen, Papa, obwohl wir uns nur einmal gesehen haben — oder nein, wohl von ferne viele Male — aber Aug' in Auge nicht. Auge in Auge doch nur einmal sozusagen," plauderte sie zu Michael, der es lächelnd bestätigte.

„Weiß Gott! — Und wie mir damals anders zu Mute war," sagte er schwermütig, auf ihre Worte horchend.

„Oh, keine Trübsal erinnern!" rief Alice ganz nebensächlich. „Ja nicht!"

„Aber wie soll ich dir das gleich erklären, Papa!" sagte sie unerschrocken. „Sie haben aber auch ganz vortrefflich gearbeitet und geschaffen — in der Zeit — und wahrhaftig einen Beweis von Tatkraft gegeben! Na, ich danke!" Sie lachte über ihre eigenen Worte.

Und Michael lachte auch — mit einer Demut im Blick. Der Minister sah heiter aus. Er sagte sehr zufrieden, auf das dunkle, hoheitsvolle, reine Mädchen blickend:

„Sie hat manchmal eine ganz seltsame Art zu leben und zu denken." Fast als wenn er jetzt auch dächte, daß er damit etwas entschuldigen müßte.

Aber dann begannen sie sich frei zu erzählen und endeten damit, daß Graf Michael mit dem Minister verabredete, dann und wann seine Einladungen zu einem engeren Zusammensein mit wenigen politischen Freunden in vertraulichem Kreise zu benutzen.

„Ich will dann auch von Ihnen hören, daß Sie nicht umsonst lebten, wie Sie es nennen," sagte Michael zutraulich zu Alice. „Ja, mein Gott, umsonst," sagte er — sich gleich besinnend. „Ich kann es nicht aussprechen, was ich eben denke," sagte er ganz verloren wieder. „Aber Sie mögen Gedemütigte nicht. Und Sie mögen auch nicht, wenn jemand sich zu viel in der Schuld von andern fühlt."

„Da haben Sie völlig recht," rief Alice lustig. „So etwas gilt bei mir nicht. Darin ist immer Uebertreibung."

„Ja, sie kann streng mit sich und den Menschen verfahren ohne Ansehen der Person," sagte der Minister und sah mit Stolz auf Alice, die vor Michael stand und fröhlich aussah.

„Ich muß wohl jetzt zu Mama zurück," sagte Alice eilig entschlossen. „Aber wenn Sie einmal kommen — und zuhören, kann ich Ihnen wirklich auch etwas beweisen."

Alice reichte Michael die Hand zum Kusse.

„Natürlich so gelehrte Miene wie Sie dabei machen können, kann ich nicht machen. Musik! Sie wissen: Nur ein Spiel treibe ich! Ein seliges Spiel mit den Dingen. — Wie die Götter spielen — denke ich es mir. Auch mit Schmerzen und Leiden, daß man lacht und weint — und doch endlich durchdringt."

Michael war wie umklungen. Er sagte gar kein Wort mehr. Er küßte nur die Hände, die sanft waren, und doch einen kräftigen Druck gaben. Er sah das Mädchen lächeln, einen Blick voll springenden Lichtes, voll warmer Glut, wie wenn er lange in eine dunkle Rose gesehen — sammetschwarz —: und die ganze Erscheinung entschwebte schon, kaum daß er es begriff! Und kaum daß er dann noch genau hörte, was der Minister ihm sagte, als er im Treppenhause freundlich von ihm Abschied nahm.

Michael fuhr nach Haus. Er war in einer Bewegung, daß er nicht daheim sein konnte. Er dachte an seine Mutter. Er stand lange daheim am Tisch im Pelze noch, sann und sann vor sich hin. Erst allmählich sah er alle die Briefe liegen, die gekommen waren. Er schob sie lächelnd beiseite. Ein Kuvert fiel nieder vom Tische, das der Diener, der an der Tür gestanden hatte, sofort aufhob. Der Graf erkannte es. Es war vom Vater.

„Geliebter Sohn," schrieb der Alte.

Michael las nicht weiter.

„Nun also," sagte er nur und ließ den Brief auf den Tisch gleiten.

„Nicht ausspannen!" sagte er nebenher.

Dann bog er den Brief sorgfältig zusammen und ging mit dem Brief in der Hand hin und her.

„Was gibt man im Theater?" sagte er gleichgültig.

„Es ist kleiner Empfang bei der Fürstin," sagte er vor sich hin. „Ich werde zur Fürstin fahren und dort speisen."

Dann schob er den Brief des alten Herrn in die Brusttasche, den er noch immer nicht gelesen hatte, und ging wieder zum Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefälschte Kunstwerke.

Von Hofrat Doenges-Dresden.

Vor einigen Wochen lief eine allerdings stark übertriebene Nachricht von Fälscherstücken an Werken der bildenden Kunst durch die Tageszeitungen. Man sprach von 400 gefälschten Lenbachbildnissen und von ebensoviel Fälschungen Böcklinscher, Defreggerscher und Grützner'scher Kunstwerke. Tatsache ist, daß in München zwei Kunsthändler kürzlich in Haft genommen wurden, denen nachgewiesen werden konnte, daß sie seit längerer Zeit einen schwunghaften und natürlich sehr lohnenden Handel mit gefälschten Bildern getrieben haben. Die Untersuchung der unsauberen Geschäftsgebarung dieser beiden Kunsthändler führte zu fünf weiteren Verhaftungen, und vielleicht meldet die Tagespresse über kurz oder lang, daß abermals Verhaftungen von Beteiligten an diesen Betrugsgeschäften vorgenommen wurden.

Der Gang solcher Fälschergeschichten ist immer derselbe. Ein paar arme Schlucker von Malern oder, wenn es sich um Arbeiten der Bildhauerkunst oder des älteren Kunstgewerbes handelt, Bildhauern und Handwerkskünstlern werden von einem gewissenlosen Agenten für seine betrügerischen Absichten gewonnen und dann ihrer Begabung für Fälscherarbeiten nach entweder nur vorübergehend oder dauernd beschäftigt. Der Handel mit gefälschten Kunstwerken ist eines der blühendsten Geschäfte und ernährt in sehr reichlicher Weise die, welche ihm dienen, Künstler und Kunstagenten.

Man kann sich nur schwerlich ein Bild davon machen, was alles an Werken der Kunst und des Kunstgewerbes gefälscht wird. Von den Besitzstücken altägyptischer Gräber bis hinauf zu den Gemälden unserer modernen Meister ist nichts von dem, was Altertumswert oder künstlerischen Reiz besitzt, vor Fälschung sicher. Es ist noch kein Jahrzehnt her, daß der jüngst verstorbene Münchener Archäolog Furtwängler eine überlebensgroße Marmorbüste, die von dem Leiter einer großen Antikensammlung als eine griechische Originalskulptur von hohem Kunstwerte erworben worden war, als Fälschung erkannte. Es wäre sehr voreilig, sagen zu wollen, in diesem Falle wäre der Leiter jenes Museums oberflächlich zu Werke gegangen bei der Prüfung des besagten Kunstwerks, Furtwängler aber habe sich als zuverlässiger Kenner antiker Kunstgebilde aufs neue erwiesen. Ebenso leicht hätte Furtwängler der Täuschung zum Opfer fallen können. Auch der erfahrenste Kunstkenner ist beim Einkauf von Kunstwerken der Gefahr ausgesetzt, betrogen zu werden. Wilhelm Bode, der vielbewährte Berliner Museumsleiter und Kunsthistoriker, hat erst jüngst bekannt, daß auch er einmal in seiner früheren Eigenschaft als Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin Fälscherkünsten erlegen ist. Er hatte von einem der ersten und zuverlässigsten Antiquitätenhändler Italiens eine kleine Bronzebüste als Spinario-Arbeit erworben und demgemäß unter den Renaissancebronzen seines Museums aufgestellt. Er und mit ihm jeder, der sie sah, freute sich seines Spinarios, bis eines Tages die verwunderte Anfrage des Münchener Bildhauers Römer bei Bode einlief, warum denn eine Arbeit von ihm, eben der angebliche Spinario, Aufstellung bei den Renaissancebronzen gefunden habe.

Ein Zufall führte hier zur Aufdeckung eines raffinierten Betrugs. Vielleicht war Bode gar nicht das erste Opfer dieses Betruges, vielleicht war schon der italienische Antiquar mit dieser Bronze betrogen worden. Zur Ehre zahlreicher Kunst- und Antiquitätenhändler muß gesagt werden, daß sie in allererster Linie der Gefahr ausgesetzt sind, gefälschte Kunstwerke zu kaufen. Ein charakteristisches Beispiel für diese Tatsache erzählten vor einigen Jahren englische Kunstzeitschriften. Zu einem bekannten Londoner Kunst- und Antiquitätenhändler kam eines Tages ein Herr, um einige kleinere Kunstgegenstände zu kaufen. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit kehrte er im Verlaufe von vier

Wochen wieder, nie ohne einen kleinen Kauf abzuschließen. Sein Interesse galt besonders Holzarbeiten der Renaissancezeit. Plötzlich erschien er eines Tages in wahrnehmbarer Erregung im Geschäftslokal des Kunsthändlers, erzählte, daß er einen Ausflug an die Küste gemacht und bei dieser Gelegenheit in einem kleinen Dorfe im Hause eines alten Landmannes herrliche alte Renaissancemöbel: Schrank, Tisch, Truhe entdeckt habe. Leider könne er die herrlichen Möbel nicht für sich erwerben; deren Besitzer, höchstwahrscheinlich klug gemacht von Kennern, fordere einen sehr hohen Preis, und seine (des Erzählers) Sammelfreude finde ihre Grenze, wenn es sich bei der Erwerbung eines Kunstgegenstandes um eine höhere als die und die Summe handele. Der Kunsthändler erkundigte sich nach der Adresse des Besitzers der alten Möbelstücke, fuhr in das Dorf hinaus und fand in dem bezeichneten Hause ein altes, wackliges Männlein, das rundweg erklärte, die Möbel seien ihm nicht feil, weil sie alter, vielhundertjähriger Familienbesitz wären. Erkundigung beim Ortsvorsteher und Pfarrer ergab, daß die Familie des alten, begüterten Mannes seit mehr als hundert Jahren im Dorfe ansässig, einst aber aus der und der Gegend eingewandert sei. Das und der Widerstand des alten Mannes reizten die Kauflust des Kunsthändlers mit dem Erfolge, daß er nach einem Vierteljahre vergeblicher Bemühungen um sie eines Tages Besitzer der herrlichen, alle Kennzeichen des Alters und der Echtheit tragenden Möbelstücke war. Einige Wochen später wußte er, daß er das Opfer eines raffinierten Betrugs, in Szene gesetzt von dem einstigen Käufer, geworden war. Was nützte ihm die Bestrafung des alten Mannes, der gegen eine Entschädigung von einigen Guineen Mithelfer an diesem genialen Stücklein von Fälscherkunst geworden war; die Tausendpfundnote, welche es ihm gekostet hatte, war unwiederbringlich verloren, und zum Schaden hatte er noch den Spott!

Kein Sammler sollte zum Spotten geneigt sein, wenn er hört, daß ein anderer Sammler beim Erwerb von Kunstwerken oder Altertümern Fälscherkünsten erlegen ist. Unter den Künstlern und Arbeitern, die im Dienste der Fälscherindustrie stehen, befinden sich ganz unglaublich geschickte Leute; Fälschungen von Gemälden, Bronze- und Marmorskulpturen, Holz-, Porzellan- und Zinn-, Elfenbein- und Silberarbeiten werden mit solcher verblüffenden Kunstfertigkeit ausgeführt, daß es, namentlich bei Arbeiten des alten Kunstgewerbes, selbst dem Kenner passieren kann, bei der Gegenüberstellung des echten und falschen Stückes dieses nicht von jenem unterscheiden zu können. Ich sah einmal einen „Goldchinesen", d. i. ein Porzellangeschirr aus der Heroldzeit Meißens, der in nichts von dem echten Stück, das mir zur Hand war, unterschieden war. Nicht nur in bezug auf die Masse herrschte, äußerlich wenigstens, völlige Uebereinstimmung zwischen dem echten und gefälschten Stücke, sondern auch in bezug auf die Bemalung. Selbst die durch den Gebrauch entstandenen abgegriffenen Stellen an dem echten mangelten dem gefälschten Gefäße nicht. Die Kunstfertigkeit mancher Fälscher von Kunstwerken ist so groß, daß sie schließlich der echten Vorbilder gar nicht mehr bedürfen zur vollendeten Nachbildung; ihre Hand, ihr Auge wird so vom Charakter, von Geist und Inhalt des nachzubildenden Kunstwerks erfüllt, daß sie als künstlerische Doppelgänger des Meisters gelten können, den sie in seinen Arbeiten fälschen. Wilhelm Bode erzählt, daß sich in venetianischen Restaurants ein verbummelter Maler herumtreibt, dessen kleine Tafelbilder vor einem Jahrzehnt in London als „Antonellos" und „Manteguas" bis zu 10 000 Mark bezahlt wurden. Er begleicht noch heute seine Wirtshausschulden teilweise mit solchen kleinen Bildern, die er im Restaurant aus dem Gedächtnis malt.

Bei den Fälscherstücken an Werken der bildenden und angewandten Kunst unterscheidet man zwischen ganzen und halben Fälschungen. Alle bisher als Beispiele angeführten sind ganze. Halbe nennt man solche, bei denen der Teil eines vorhandenen echten Kunstwerks zur Ausführung der Fälschung benutzt wird. Bei Malern z. B. ist es hier und da Brauch, ab

und zu Bleistift-, Kreide- und Kohle-, zuweilen auch Farbeskizzen aus ihren Studienmappen zu entfernen, sie billig zu verkaufen, weil sie ihren Zweck erfüllt oder keinen Wert mehr für ihren Urheber haben. Solche Blätter bilden sehr willkommene Unterlagen für Fälscher; sie lassen häufig die künstlerische Handschrift ihres Erschaffers charaktervoll erkennen, und es bedarf oft nur leichter Mühe, um aus der flüchtigen Skizze eine gerundete Arbeit zu erzeugen. Schwieriger, wenn bei Fälscherkünsten überhaupt von Schwierigkeiten gesprochen werden kann, als die halbe Fälschung von Bildern ist die halbe Fälschung von kunstgewerblichen Arbeiten. Aber die Fälscherindustrie weiß sich auch hier mit verblüffender Geschicklichkeit zu helfen. Ich habe das an jenem französischen Silbergerät aus dem 18. Jahrhundert charakteristisch wahrgenommen, das in seinen echten Stücken durch die Wirren der Revolutionsjahre sehr selten geworden und daher bei Sammlern stark begehrt ist. Bei den Arbeiten dieser Art, das wissen die Fälscher sehr genau, ist das Hauptaugenmerk des Kenners auf die vier Stempel gerichtet, mit denen bis zu Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Frankreich jede Goldschmiedearbeit gezeichnet sein mußte. Daher kaufen die Fälscher altes Silberzeug mit diesen vier Stempeln, das keinen künstlerischen Wert besitzt. Dieser wird ihm dadurch nachträglich gegeben, daß man es reich mit Ornamenten verziert. Es ist erstaunlich, wie auf diese Weise aus ganz schlichten Gefäßen kostbare Prunkstücke hergestellt werden, die zu unsinnigen Preisen Liebhaber finden. Andere Fälscher wieder bilden das ganze Gefäß neu und versehen es mit dem echten, einem alten, wertlosen Stücke entnommenen Boden mit den vier Stempeln, der so geschickt aufgelötet wird, daß auch der erfahrene Sammler die Täuschung nicht zu entdecken vermag.

Betroffen wird von der Kunst der Fälscher das Ausland, vor allem Amerika, weit mehr als Deutschland. So erfreulich diese Tatsache für uns ist, so findet sie ihre Ursache doch nur darin, daß wir im allgemeinen nicht sammeln. Die Kunstfälscher würden nur den hundertsten Teil ihrer glänzenden Geschäfte machen, wenn sie auf uns Deutsche allein als Kunden angewiesen wären. Die Amerikaner — das sind die am liebsten gesehenen Besucher betrügerischer Kunst- und Antiquitätenhändler, denn von ihnen haben sie selbst dann nicht Allzuschlimmes zu erwarten, wenn sich nachträglich die Unechtheit eines „Kunstwerks“ und seines ebenso unechten Ursprungszeugnisses herausstellt. Ihnen ist ihr gefälschter Rubens oder Raffael, ihre unechte Bronze, ihr nachgemachtes „altes“ Silber, Porzellan und Zinn echt und alt genug; mag immerhin ein Kenner die wahre Herkunft dieses Kunstplunders erkennen; die, für welche sie im Grunde ihre Antiken usw. erwarben, die lieben Freunde, stehen bewundernd vor den angeblichen Kostbarkeiten. Und das ist schließlich der Zweck ihrer ganzen — Kunstübung.

Tagebuch.

Von Hermann Bahr.

Sankt Veit bei Wien. 1. Januar. Mit der Elektrischen zur Stadt. Und wie der Wagen langsam durch den dicken Dunst und gelben Qualm der nässenden Nebel taucht, fällt mir eine Formel für das gute Wien ein: es ist eine kleine Stadt, die zu groß wird; und Angst davor kriegt. Dies ihr Reiz: daß aus allem Werden und Wachsen überall noch eine liebe kleine Stadt der stillen alten Zeit schaut. Dies die Drohung, die man überall spürt: daß etwas Großes, etwas Starkes, welches nicht mehr abzuweisen ist, Einlaß verlangt. Dies das Rätsel: daß alle Kraft der Gegenwart, aller Mut zur Zukunft eine solche Scheu vor der entsinkenden Vergangenheit haben.

Das geht hier jetzt vor: ein Absterben, unaufhaltsam, daneben ein Aufblühen, drängend und treibend, aber dieses wie verzagt vor jenem. Welches Problem! Schade, daß es niemand merken will. Aber die Dichter, die sich ja bei uns vom Leben absentieren, beten flehentlich jedes alte goldene Gitter an, und wenn draußen die Zeit klopft, erschrecken sie. Diese Schönheit des unsen angesammelten, dumpf aufkeuchenden, überall rüttelnden Lebens will niemand spüren. Es ist eine Stadt, die noch einmal, nicht ohne Wehmut, Abschied nimmt, nun aber weiß, daß sie vorwärts muß. Jene Wehmut wird in allen Arten ausgedrückt, vom Couplet bis zum Sonett; dieses Wissen um den eigenen Trieb zur Zukunft nirgends. Mir aber ist es der liebste Reiz dieser Stadt, wie man sie sich insgeheim vor verbotener Jugend strecken und dehnen und spannen spürt.

Dann auf dem Graben hin und her, zwischen Kärntnerstraße und Kohlmarkt, was mich immer sehr unterhält, weil es das in Europa sonst nirgends mehr gibt. Hier bleibt nämlich die Straße für die herrschende Klasse reserviert. In Berlin oder gar Paris und London gehört die Straße dem Volke. Auf der Straße haben alle dasselbe Recht. Die Straße kennt keinen Unterschied nach Rang und Stand. Nur in unserer lieben Stadt stellt sich mitten breit ein General auf, um über das Wetter mit einem Hofrat seine Meinung auszutauschen, und der Verkehr muß stocken, bis es erledigt ist; und wenn eine Gräfin die Kutsche halten läßt, um einen artigen jungen Herrn von der Statthalterei an den Schlag zu winken, warten Automobile, Karossen, Omnibusse hinter ihr in Andacht, kein Fuhrwerk wagt sich vor. Weshalb Generäle, Gräfinnen und Hofräte, wenn sie manchmal nach Berlin kommen, auch immer finden, diese ja gewiß in mancher Beziehung recht bemerkenswerte Stadt sei ihnen zu plebejisch.

Aber ich werde das Gefühl nicht los: alle diese Menschen spielen sich etwas vor. Sie forcieren einen Ton, Haltungen, Gebärden, die sie im selben Augenblick schon zu verlieren fürchten. Unsichtbar steht über ihnen gleichsam: Nach einem alten Stich! Die Tracht stärkt diesen Eindruck noch: man kämmt sich, rasiert sich, hält sich auf Biedermeier. Was ja nun nicht bloß wienerisch ist. Es biedermeierlt auch in Deutschland überall herum. Merkwürdig, daß das deutsche Bürgertum jetzt allmählich ganz den Stolz aufzugeben scheint, seinen eigenen Ausdruck zu wollen. Es zieht lieber ein Kostüm an. Und jenes, welches ihm am wenigsten paßt. Bei Bruckmann ist neulich ein köstliches Buch erschienen: Die Mode von 1818 bis 1842. Da lernt man unseren Freund Biedermeier erst recht kennen und lernt ihn verstehen. Sein Geheimnis ist, sich bei äußerer Armut innerlich reich zu wissen. Er hat niemanden nötig, besteht auf sich selbst und weist barsch ab, was nicht zu ihm gehört. Geschlossenheit in sich, Freiheit von Zweifeln, Unbedenklichkeit, die einen fast bäuerischen Trotz hat, geben ihm eine Würde, stark genug, sich in Anmut gehen zu lassen. Nein, zum heutigen Bürgertum paßt er gar nicht.

3. Januar. Gestern in der Oper: „Wintermärchen." Shakespeare, die Mildenburg, Selma Kurz, das alles wäre ja sehr schön. Aber dann mischt sich der Goldmark drein. Diesen braven Mann muß ich beneiden: er lebt in Gmunden, sieht täglich den Traunstein und darf auf dem See sein. Warum läßt er gar nichts davon merken? Darüber wäre nachzudenken: wie sich heute das Leben der meisten Autoren durchaus

nicht mit ihren Werken deckt. Warum „schaffen" sie dann eigentlich? Und: was schaffen sie dann eigentlich?

Wie lieb und gut das Wiener Publikum mit einem Autor ist, dem es sich überlegen fühlt!

9. Januar. Ein junger Mensch kommt jetzt manchmal zu mir; wie er meint, um sich Rat zu holen; eigentlich wohl mehr, um sich seine Sorgen abzureden. Er liest ungeheuer viel zusammen. In diesem Zustande glaubt man noch, die Wahrheit müsse irgendwo gedruckt stehen. Nun findet er sich immer wieder enttäuscht. Und klagt mir vor, wie schrecklich es sei, daß so viele schlechte Bücher erscheinen; sie sollten, aus Gründen der Kultur, verboten sein. Ich, den Pilatus spielend, frage: Was ist ein gutes, was ein schlechtes Buch? Und es verblüfft ihn, mich demonstrieren zu hören, daß auch das beste Buch es nur für den ihm gemäßen Leser, und daß ein Buch, das uns schlecht ist, für seinen Leser, zu welchem es nämlich gehört, ein gutes sein kann. Geben Sie den Faust einem, dem dafür die geistigen Bedingungen fehlen (welche schließlich eine Frage der Umgebung, der Erziehung, also zuletzt des väterlichen Einkommens sind); er wird sich langweilen, während ihm vielleicht die ganz einfältige Erzählung eines törichten Kalenders etwas zum Leben bringt und ihn stark oder froh macht, worin allein doch aller Wert der Kunst besteht. Der Wert für die anderen nämlich. Was aber ein Werk seinem eigenen Künstler wert ist, als Hilfe, sich freizumachen, dies hinwieder weiß nur dieser Schöpfer selbst. Und wenn ein Buch, das mir mißfällt, auch nur zehn Menschen findet, welche daran Freude, Trost in Not, Ermutigung haben, wie kann ich verlangen, daß gerade mein Urteil gelten soll? Ich halte es nicht für gut, daß die literarische Kritik im Besitz einer einzigen geistigen Klasse ist, die nun natürlich nur zuläßt, was sich in ihrer Region bewegt, alles andere aber, auch wenn es reinen Herzens ist, verkennt, so daß man von ihr eigentlich immer nur erfährt, welche Bücher einem Einkommen etwa von fünftausend Mark und aufwärts empfohlen werden können.

11. Januar. Memoiren von Robert von Hornstein. (Verlag der Süddeutschen Monatshefte.) Ein sehr angenehmes Buch. Aus ruhiger, gern verweilender Erzählung altväterischen Behagens bricht überall das tüchtigste, das tätigste Wesen hervor. Diese Menschen unmittelbar vor uns, die wir in unserer Jugend so wenig verstehen konnten, als uns jetzt die zunächst nachrückenden Eiferer gerecht sind, hatten, der im Ernst, der im Scherz, eine gewisse gravitätische Sicherheit, durch welche sie fähig wurden, das Leben abzuwarten, während die Heutigen immer vor Angst vergehen, die Minute des Glücks zu versäumen. Wir leisten freilich mehr, wenn man die Werke zählt und die spannende Kraft ihres Willens mißt. Sie aber, sich niemals übereilend, eingedenk, daß morgen auch noch ein Tag ist, und durch ein stilles Selbstvertrauen fest, konnten sich besser bewahren. — Ich vermute übrigens, daß sie — jene, die um 1848 Kinder waren, um 1870 Männer — jetzt an der Reihe sind, „entdeckt" zu werden. Diese so verkannte Zeit von der Paulskirche bis zum Sozialistengesetz wird nun irgendeiner öffnen. Und dann wird eine neue Mode daraus werden. Ich glaube dies schon an manchen zu spüren, die jetzt zwanzig Jahre alt sind. Das ist nämlich die große Gerechtigkeit, daß immer wieder andere Menschen zwanzig Jahre alt sind.

13. Januar. Seltsam, österreichischen Menschen zuzusehen, was sie wollen, wie sie wirken, und dann zu hören, wie sie heißen, wofür sie gelten. Die einen glauben an Oesterreich nicht mehr, geben es auf, und jeder will nur noch geschwind in der Verwirrung, aus der Verwüstung was für sich retten. Diese nennt man Patrioten. Die anderen fühlen, wie sich lebendige Kraft, neuer Mut und ein alles verbindender Sinn überall regen, ein großes und starkes Reich kündigt sich ihnen an, und sie rütteln an den Toren, um es einzulassen. Diese heißen Landesverräter und werden so behandelt.

15. Januar. Farman und Lemoine. Dädalos und vielleicht der Stein der Weisen. Sagen werden wahr. Morgen fliegen wir durch die Luft, und vielleicht machen wir morgen Gold. Mir fällt dann immer ein: Was würde Leonardo, was würde Goethe sagen, in unsere Zeit geführt, zum Telephon, in ein Automobil, durch die Luft? Wenn aber Goethe dann den Wunsch hätte, nun auch die Werke der Dichter kennen zu lernen, um ihre Ausdrücke dieser neuen menschlichen Bedingungen zu prüfen, welche könnten wir ihm nennen? Einen, ja: Walt Whitman.

„Sternengebot" von Siegfried Wagner.

Uraufführung im Hamburger Stadttheater.

Es gibt in der Kunst keinen Wahrheitsbeweis: was künstlerisch unwahrscheinlich ist, wird durch den erbrachten Beweis, daß es wirklich geschehen ist, nicht wahrscheinlicher. Und so läßt sich auch in der Kunst mit Quellenangaben nichts beleben: was nicht dichterisch wirkt, wird darum, daß es einem Dichterwerk entnommen ist, nicht dichterischer. Siegfried Wagner schöpft seine Operndichtungen aus dichterischen Quellen. Seine Belesenheit, seine umfassende Kenntnis von alten Sagen und Märchen läßt ihn ein für allemal nicht los. Was ihm einfällt, ist immer nur ein Motiv von da oder dort, für jede Stimmung, für jede Personifikation stellt sich ihm ein Analogon aus der Sagen- oder Märchenwelt ein. Ist es nicht aus diesem Sagenkreis, so ist es aus jenem. So ist er mehr Forscher als Erzähler, mehr Sammler als Dichter.

Er zitiert seine Quellen nicht, ja er läßt sie nicht einmal gern klar erkennen. Er freut sich ganz für sich der erworbenen Gelehrsamkeit, und diese stille Freude ist vielleicht gerade das, was ihm Schaffensfreude vorgaukelt, was ihn trotz allen Mißerfolgen bei seiner Art, die fast wie ein Stil aussieht, unverdrossen verharren läßt. Aber das Unglück ist, daß man das Zitat vermißt, daß man die Geschichten, die sich da begeben, ohne Deutung des symbolisch Gedachten oder historisch Gemeinten nicht versteht. Daß aus all dem Gedachten und Gemeinten kein selbstarkes Gedicht werden will.

Auch das Sternengebot will gedeutet sein. Wenn man es ohne Umdeutungen, ohne Nebendeutungen an sich vorüberziehen läßt, bleibt gähnende Langeweile, bleiben Vorgänge, Dinge und Menschen, die nicht für einen Augenblick, nicht für eine Episode den geringsten Anteil zu heischen vermögen.

Konrad der Salier besiegt und vernichtet den Grafen Luitpold, den Kalwen. Das Knäblein, das dem Sterbenden sein sterbend Weib gebar, befahl er einem treuen Knecht zu töten. Der betrog ihn. Der Knabe lebt. Das kündet in der Sonnenwendnacht dem

bang fragenden Konrad die Stimme der Seherin. Sternengebot will, daß jenes Knäblein einst der Erbe des Saliers, seines Kindes Freier sei.

Helferich, der die Tochter Konrads liebt, belauscht die Verkündigung. Und wie dann alsbald ein Brief verloren geht, der just ihm in die Finger fallen muß, erfährt er den ganzen Zusammenhang, weiß er, daß der den Brief überbringen sollte, der junge Heinz, der totgeglaubte Kalwensohn ist. Er beschließt, auf die Liebe zu Agnes zu verzichten, weil Sternengebot es nun einmal so will. Sternengebot!

„Was trieb mich hin zum grausen Wald,
Nachts Geheimes zu erkunden?
Daß ich nun den Brief gefunden,
Kann es sein, daß Zufall schalte?"

Ist da noch ein Adalbert, ein vergrämter, verärgerter Ritter, dem es gar arg ist, daß er beim Werben, im Wettspiel, im Krieg, immer nur als zweiter neben Helferich geht. Auch der kennt das Sternengebot. Nicht aus einem Brief, den er gefunden, sondern aus den Mitteilungen des Kurzbold. Wer der ist?

„Hörtet ihr nicht von Quellenspürern,
Solchen, die geheimnisvoll,
Wo Wasser in der Tiefe rieseln,
Ahnend wittern und enthüllen?
Solch einer bin ich!
Das Wasser, das ich witt're, das heißt Weh!
Der Schacht, den ich spüre, der heißt Schuld!"

Außerdem ist er, wie er gelegentlich erzählt, „zu Höherem geboren" — vielleicht noch ein verkappter Kronprätendent. Doch das gehört zu den geheimen Wissenschaften des Dichters und seiner näheren Freunde. Im Drama wird es nur ganz flüchtig angedeutet.

Ganz nebenbei sticht Helferich den Ratgeber des Saliers, Herbert, den wir nur daher kennen, daß er den Brief, jenen dramatischen Knotenpunkt, aus der Tasche hat fallen lassen, damit ihn Helferich fände, über den Haufen. Nur so nebenbei. Es hat weiter keine sonderlichen Folgen, denn als Kurzbold, der geheimnisvolle Wehspürer, den Helferich des Totschlags bezichtigt, glaubt ihm keiner. Und auch nachdem Helferich jedes Wort der Rechtfertigung verschmäht, geschieht weiter nichts, und er kann ruhig seines Weges ziehen.

„Ob an Sterne der Glaube, an nächtliche Zeichen,
An des Fonichs Kraft, an Kobolds Schleichen,
All' eins, wie du den Wahn benennst,
Genug, daß du es dein Schicksal wähnst.

Und wie die Kunde, die du erhalten,
So wird das Los sich dir gestalten.
Eng verkettet sind Wahn und Geschick!
Sie zu spalten schrick zurück."

Und so geschieht alles, wie's geschehen muß. Helferich verzichtet auf Agnes, Adalbert muß auf Agnes verzichten, und wie der Vorhang sinkt, legt diese, die Züge von einem demütigen Lächeln verklärt, die Hand auf Heinz' Haupt.

In dem Drama des Zufalls, des Aberglaubens kann es nicht wohl dramatischer zugehen. Aber welche Summe dramatischen Aberglaubens muß einer mitbringen, daß

er die grausen Vorgänge eines so schwülstigen, unklaren Symbolismus für ein Drama nehme. Der Brief! Ist das nicht Travestie? Wie stolz war die Literatur, als sie sich von dem Brief als dramatischem Angelpunkt losgemacht hatte. Da wäre er nun wieder. Und die Kurzbolde, die geheimnisvollen Rumpelstilzchen, die so froh sind, daß keiner weiß, daß sie Rumpelstilzchen heißen. Und die bösen Adalberte und die guten Helferiche.

Es ist doch wohl kein Stil, was da, weil es so hartnäckig immer wiederkommt, fast wie ein Stil aussieht. Es ist die Marotte eines einzelnen, eines der in seinem Vorstellungsvermögen zurückgeblieben ist, der sich in seinen Vorstellungskreis eingesponnen hat, daß er nicht mehr heraus kann und doch nicht so stark ist, andere hineinzuziehen.

Siegfried Wagner der Musiker will von Siegfried Wagner dem Dramatiker nicht getrennt sein. Da hat er eigentlich recht, denn seine Musik ist ganz eins mit seiner Dichtung. Sieht beinah aus wie ein Stil und ist doch ganz und gar keiner.

Die melodische Erfindung ist erstaunlich dürftig. So selbstzufrieden dürftig, wie sie bloß einer für Melodik auszugeben wagt, den jeder Einfall heilige Eingebung dünkt, daß er selber nichts daran zu deuteln findet. Die Einkleidung des dürftigen Einfalls gerät dann meist anspruchsvoll genug. Aber bloß im Klanglichen. Was da harmonisch vor sich geht, was da an Polyphonie aufgeboten wird, ist durchaus anspruchslos. Nicht schlicht — primitiv. Für Leben und Weben, für wogende Bewegung muß die Triole den ständigen Notbehelf abgeben. Nicht die in notwendiger Steigerung, in zwingendem Vorwärtsdrängen aus der Zweiteiligkeit sich loslöst, sondern die da stammelt, die da plappert, in überhaspelter Wichtigkeit nichtssagende Dinge vorbringt. Eine breitspurige Scheinkontrapunktik macht sich zwischendurch wichtig und bringt es doch nirgends über gefälliges Mitlaufen oder Drumherumlaufen einer Stimme hinaus. Und all das ist klanglich so anspruchsvoll, so laut und farbenreich aufgeputzt, daß man wohl aufhorcht und in dem Klingen und Schillern nach einem Inhalt sucht — bis man am Ende geärgert und gelangweilt das Suchen bleiben läßt. Nicht einmal reizvolle Einzelepisoden, nicht einmal Stellen von besonders starker Charakteristik finden sich in dem jüngsten Werk von Siegfried Wagner. Sogar das Ballett des dritten Aktes bringt nur Ballettmusik allergewöhnlichster Prägung.

Und dabei sprechen die Freunde Jung-Siegfrieds so gerne von kühnen Neuerungen, die er bewußt erstrebt und geschaffen hätte. Sie machen sich und der Welt da etwas weis. Es gibt nichts von Neuerungen, weder von bewußten noch von unbewußten, in den Bühnenwerken Siegfried Wagners. Alles daran ist typisch, konventionell, ja mehr als das, reaktionär. Der hahnenbüchene Humor und die süßliche Sentimentalität und die wichtige Geheimnistuerei dazu — all das ist so wenig neu, daß man erstaunt sein muß, wie einer den Mut hat, immer wieder damit zu kommen.

Wenn da einer meldet, der Kurzbold wolle sich überzeugen, ob Konrad der Salier auch einen Buckel habe, und der darauf erwidert:

„Gewiß! Sag ihm das:
Ein jeder hätte seinen Buckel!
Meiner säß im Hirn —“

so ist das in der Meinung, mittelalterlich derben Ton zu treffen, eine platte Albernheit geworden. Und wenn die Musik zu einer Schachpartie einen Jodler anschlägt, so spricht sich darin dieselbe genügsame Plattheit aus. Eine Kunst in den Flegeljahren, die sich an derlei genügen läßt. Und das ist das Schlimme an Siegfried Wagners Kunst, daß sie nicht aus den Flegeljahren herauskommen will, daß sie sich etwas darauf zugute tut, verkannt zu sein und so immer selbstzufriedener wird, immer unreifer anmutet.

Die Aufführung stand vor keiner eigentlich neuen Aufgabe. Typisches in Wort und Ton, in Gebärde und Bild galt es darzustellen. Keiner versagte — um so weniger als alle es heilig ernst mit ihrer Aufgabe genommen hatten. Am ernstesten wohl Herr Dawison, der den Kurzbold verzweifelt wichtig machte. Die Damen Fleischer-Edel, Kühnel, Neumeyer und Brandes, die Herren Lohsing, Birrenkoven, vom Scheidt, Hinkley, Strätz und Erhard — alle taten das ihre mit Eifer und Hingebung. Alle mitsamt vermochten kein lebendiges Interesse für ihre Typen zu erwecken. Und das Orchester, das unter Brecher das Menschenmögliche tat, ebensowenig für die Musik.

Die Freunde des Komponisten riefen ihn nach dem zweiten Akt oft und laut, nach dem dritten Akt noch lauter und öfter.

„All' eins, wie du den Wahn benennst,
Genug, daß du es dein Schicksal wähnst.

Max Loewengard.

An die Natur.

Selig im Wetterduft,
Mutter, auf Urgestein,
wo nur golden die Flechte dorrt
über der schallenden Schlucht,
atm' ich dir entgegen,
tief hinwirkende Glüherin Du!

Wer kennt Dein Herz?
Wo Du nur Kraft säst,
erntest Du Liebe,
Liebe hier im Nordgeklirr
wie dort drunten im Frühling,
wo Du durchs ärmste Tal webst
und aus halbverdorrten
Weidenkrüppeln
immer wieder
bluthell junge Gerten
in die Luft wie Strahlen zückst.

Sieh, wir wissen, Mutter, Du willst Demut,
duldende Stille,
willst
meine knabenwilde Liebe nicht.

Wie Blüten des Rebstocks
unscheinbar
sind die Kinder, die Du segnest,
und Du bildest sie Dir
köstlich wie dessen Früchte.

Mit gelassener Abwehr
lächeln Deine Lippen

über die Verzückungen
meiner gesteigertsten Brüder hin,
aber Du hegst
mutterdumpf
die einfältige Schnecke,
die das brüchige Häuschen
sorglos
an den umwitterten Felsen klebt ....

Feuergespitzte Gipfel
kränzen
fern die dämmernde Welt
über dem sinkenden Duft ....
Ernst aus dem Schatten der Schlucht
schauerst Du nun
den Einsamen an ....

Sing ins Herz dem Pilger,
Ewige, den Mut
Deiner eigenen Liebe!
bis ihm die reizende Flucht
Deiner Verwandlungen
nur wie Dir noch
seelenglühend Spiel ist!

Gib ihm eine Hütte,
offen der Gefahr
auf umbrandetem Eiland,
wo sich Menschenvolk
taubenhaft im Sturm zusammenängstigt...!

Ja, binde sein Los
an die bedrängten Geschicke
deiner dürftigsten Kinder!

Gib ihm, daß er sein Glück
Stund um Stunde Dir abtrotzt,
still voraus versöhnt
jedem Unglück!

Dann wird reden Dein Mund,
der mit steinernem Schweigen
einst ihn befremdete,
zu dem Sinn des Getrösteten ...

Du wirst ihn erneuern,
wenn Du ihn müd gequält hast,
aus Deinen offenen Adern,
wie Du sein Feld ihm erneuerst,
Mutter, am schwülen Tag,
wenn aus fahl atmender Wolke
Dein silbernes Oel
schwer herabrauscht
aufs durstende Tal,
daß die schwache Flamme
verstaubter Saaten
lichtgrün auflodert ...

Du wirst vor Erstarrung
hüten seine Liebe
wie den Purpur der Beere,
der selig im Schnee brennt,
wirst sein Herz umhauchen
ahnungsvoll,
daß es Dir zuglüht
in seiner engen verhüllten Welt
wie Du selbst
in dem Klaren, Unendlichen
glühst und pulsest, o Mutter!

Hans Carossa.

Wider Werdandi.

Von Ernst Schur.

Die Kultur bewegt sich in Vorstoß und Rückstoß. Als einen solchen Rückstoß gegen gewisse Uebertreibungen mag man die Gründung des Werdandi-Bundes betrachten, der zu den vielen vorhandenen Bünden noch einen hinzufügt. Doch so natürlich solche Wellenbewegung der Kultur ist, so wird man doch in diesem Falle sich diese Neuerscheinung etwas kritischer ansehen müssen, um vielleicht überflüssige Hemmungen, die Kräfte unnütz verzehren, zu beseitigen. Die Beharrungsinstinkte sind im guten Deutschland zu leicht zu wecken, und gar zu gerne erheben diese ihr träges Haupt.

Hie Deutschtum, hie Internationalismus, tönt es in dem Programm. Solche programmatischen Borniertheiten wirken immer verwirrend. „Der nationale Idealismus muß gepflegt werden!“ „Schauen wir auf England! Trotz der weiten Verzweigtheit seiner Wirksamkeit (ein schlechtes Deutsch; etwa germanisch?) auf dem Erdball bleibt der Engländer — Engländer.“ Hier erlaube ich mir gleich zwei Bemerkungen. Nationaler Idealismus! Dieser Begriff ist sehr schön und unseres Erachtens betätigen ihn die, die unter Einsetzung ihrer Kraft und ihrer geistigen Persönlichkeit für die moderne Entwicklungsidee in Kunst, Industrie und allen in Betracht kommenden Gebieten kämpfen und es dabei wahrhaftig nicht leicht haben.

Aber was hat nationaler Idealismus mit germanischer Mythologie zu tun? Da fehlt die Gedankenbrücke. Wir wollen uns erst klar werden über diesen Begriff und flugs wird uns das „Deutschtum“ serviert. Das sind Verdunkelungen.

Und dann der Engländer! Der immer wieder bei den Haaren herbeigezogene Engländer, „der bei aller Internationalität Engländer bleibt“.

Gewiß bleibt er es, und wir können uns daran ein Beispiel nehmen. Aber er bleibt es, indem er resolut sich der Wirklichkeit anpaßt und in diesem modernen Sinn, in dieser Lebenskraft, die sich darin ausspricht, die nicht fragt, was ist englisch, sondern einfach seinem Wesen nach handelt, betätigt er seine Eigenheit, sein Engländertum. Nicht aber, indem er in eine verschwommene Vergangenheit zurückflieht und etwa mit Altertümeleien kokettiert. Was würden wir sagen, wenn er mit einem Male seine keltisch-angelsächsische Urreligion hervorholen wollte, und glaubte, uns damit imponieren zu können. Oder, wenn der Franzose sich mit seiner mythologischen Vergangenheit drapierte?! Undenkbar!! Alles würde in ein unsterbliches Gelächter ausbrechen und diese Ausländer würden wir als beschränkte Idioten ansehen. Ebenso — lachen wir auch hier.

Und wir müssen um so mehr lachen, als dieser Bund sich gerade hier in Berlin konstituiert. Germanen gibt es nach neuerer Forschung nur zwischen Weser und Elbe. Von Osten kamen Slawen, von Westen Romanen hinein. Wozu also dieses gänzlich ungerechtfertigte Pochen auf Rassentum, das gar nicht besteht? Und nun noch gerade in Berlin, das viel mehr wendisches, als germanisches Blut hat. Diese alberne Koketterie mit dem Germanentum hat der deutschen Kunst schon genug Unheil gebracht. Immer bringt sie den Stillstand. Rüde Burschen, undifferenziert und roh waren die Germanen, wie jedes Naturvolk, und darum waren sie ein gutes Material in der Weltgeschichte.

Dabei passiert diesen Verfechtern noch die Inkonsequenz, daß sie nun nicht das Germanentum durchhalten, sondern es mit dem Christentum verquicken. Wenn sie wenigstens noch ihrem Wotan, ihrer Frigge treu blieben! Aber sie verlassen sie im entscheidenden Moment. Und weshalb? Weil ihre Anhängerschar, die Spitzen der Gesellschaft, ihnen nicht folgen würde in das mythologische Heidentum.

Der § 2 der Satzungen lautet: „Der Bund will versuchen und helfen, die Seelenkraft des deutschen Volkes durch das Mittel der Kunst zu erhalten und zu stärken, d. h. er will den Künstlern, deren Kunst auf gesunder, deutscher

Gemütsgrundlage beruht, größeren und unmittelbareren Einfluß auf die Kultur verschaffen." So steht es da, dick gedruckt. Die Gedankenverbindung zwischen der Seelenkraft des deutschen Volkes und der auf gesunder, deutscher Gemütsgrundlage beruhenden Kunst ist etwas löcherig, und man meint, sich eher im christlichen Verein junger Männer zu befinden, als in einem Verein, der der Kunst wirklich dienen will.

Weiterhin heißt es: „Gerade in unseren Zeiten, da wir weit und breit eine Kunst und ein Schrifttum einsetzen (!) sehen, die sich mit auffallendem Behagen in die Gebiete des Dekadenten begeben, wird ein entschiedenes Zurückkehren zu schlichter, gesunder Hervorbringung eine ernste Aufgabe." (Wieder dieses schlimme Deutsch!)

Dann aber mit einem Male wieder umschwenkend:

„So möchten wir — bei aller Liebe und Verehrung gegenüber den schönen Werken unserer vaterländischen Vergangenheit — doch vom Erhalten und Verlängern alter Kunst (dieses Deutsch!) mehr zum urkräftigen Schaffen im deutschen Geiste hinausweisen." (!)

Bierreden im Brustton, wie bei patriotischen Wahlversammlungen.

Und was ist nun deutsch? Kurzerhand erklärt das Programm: „Gefühl ist alles."

Noch ein zweites Moment ist zu bedenken. Es könnte so aussehen, als sollte dieser Bund die Künstler unterstützen, sie fördern, ihnen helfen. Etwa wie der „Verband der Kunstfreunde am Rhein", der Ehrengehälter an Künstler bewilligt. (Dieser Verband aber hält sich wohlweislich fern von „Deutschtümelei", obwohl der lokale Bezirk vielleicht eher zu urchristlichen Tendenzen verführen könnte, da hier wirklich Tradition und alte Kultur vorliegen; er vergißt auch über dem Heimatlichen nicht das Internationale.) Aber wenn ich mir dieses Publikum ansehe, so mußte ich mir sagen: Das sind die, die die Kunst nur als offizielles Repräsentationsmittel gelten lassen; das sind die, die sich nur damit verbrämen wollen, die von innerer Beziehung zum Künstlerischen nichts wissen und daher erstaunt und beleidigt aufsehen würden, würde man ihnen erzählen von der Freiheit und der Selbstherrlichkeit der Kunst. Und, was noch schlimmer ist, das sind die, die keinen Pfennig ausgeben für Kunst, die sich auch die kleinste Summe abringen lassen, die zu jeder offiziellen Eröffnung einer sanktionierten Kunstausstellung in Gala erscheinen und den Saal verlassen, indem sie glauben, der Kunst durch ihre Gegenwart genügende Dienste geleistet zu haben.

Damit sind wir an dem Kernpunkt angelangt: das Reaktionäre wird bestärkt. Die dem Deutschen so gefährlichen Bequemlichkeitsinstinkte wieder genährt. Glücklich hat die Sezession dem Publikum beigebracht, daß es seine Pflicht sei, Bilder zu kaufen. Es ist Interesse auch in anderen Städten geweckt worden, in Köln, in Darmstadt, in Dresden. Es bricht die Erkenntnis sich Bahn, daß Kunst etwas Lebendiges ist, dem man nach seinen Kräften dienen solle. Kurz, die Kunst herrscht und das Publikum lernte seine Stellung begreifen, im Dienen fördernd zu sein. Es lernte auch endlich begreifen, daß es hier etwas zu lernen gibt, ehe man den Mund zur Kritik öffnen darf, und so spannen sich neue Fäden zwischen Kunst und Publikum. Die Offiziellen, die der Kunst sich nur bedienen, waren glücklich an die Wand gedrückt, eine neue Entwicklung brach an. Und nun kommen die Werbandi-Truppen und fallen dieser Entwicklung in den Rücken. Sie sagen: ihr braucht nichts lernen; Gefühl ist alles; ihr tragt es in euch, es lebe das Deutschtum. Ihr braucht auch nicht kaufen, denn nicht ihr seid da, um die Kunst zu fördern, sondern die Kunst ist da, um eure schleimigen Gefühle zu kitzeln. Ihr seid der Mittelpunkt, wir dienen euch. Und so erhebt unter dieser Maske die Reaktion ihr Haupt. Und so stärken sie die kompakte Majorität, die glücklich geduckt war. Unter diesem neuen Banner scharen sich alle, die wutentbrannt und ziellos in den Kunstausstellungen herumgehen und sich beklagen, was das für ein Geschmiere ist, aus dem sie nichts für ihr Gemüt entnehmen können. „Gefühl ist alles!"

Was ist nationaler Idealismus? Liegt er in der billigen Phrase, die um des Vorteils willen der Masse schmeichelt und gerade die Worte prägt, deren Zweideutigkeit nur das eigentliche Streben verdunkelt, die aus der Rumpelkammer der Vergangenheit Gestalten hervorlockt, als sollten Kinder eingelullt werden? Oder betätigten ihn nicht die, die dafür sorgen, daß der Deutsche seine Stellung im Weltmarkt, die ihm gebührt, erobert und innebehält? Der um dieses höheren Zieles willen sich nicht scheut, der Gegenwart die Wahrheit vorzuhalten, die vielleicht nicht erquicklich ist. Betätigt ihn der, der der Masse sagt, ihr braucht nichts tun, ihr habt Seele und Gefühl, sie kosten nichts! Oder der, der aufmuntert: ihr müßt kämpfen, ihr müßt auf dem Posten sein, ihr müßt euch aufraffen, euch erziehen, Altes, Ueberkommenes abstreifen?!

Denn, was ist deutsche Kunst?

Etwa die, die äußerliche Symbole sich aus der Vergangenheit hervorholt, um die innere Blöße, das Nicht-Können zu verdecken.

Oder nicht etwa jene Kunst, die aus dem Persönlichen kommend, Fremdes annimmt und verarbeitet und sich dann noch behauptet, in jener Kraft das Deutsche betätigend, während die pseudodeutsche Kunst sich immer ängstlich hütet und immer fürchtet, vernichtet, beiseite geschoben zu werden. Erst jene in Kämpfen und Verzweiflung und immer neuem Mut erstandene Kunst stellt sich gleichberechtigt und stolz neben die Kunst des Auslandes und wird schließlich sich die Achtung erzwingen. Ausländerei ist vom Uebel. Aber schlimmer noch ist Deutschtümelei, deren Minderwertigkeit wir sofort einsehen, wenn wir von anderen Völkern diese Stellungnahme behauptet sehen. Kein Volk darf sich heute ungestraft abschließen. Das rächt sich früher oder später.

Und unerfindlich bleibt, daß ein Martin Brandenburg zweiter Vorsitzender, ein Baluschek Vorsitzender dieses Vereins ist und sich unter den Unterschriften auch ein Richard Riemerschmied befindet. Sonst glänzt allerdings, was in neuer Kunst tätig mitarbeitet, durch Abwesenheit.

Es gibt genug Aufgaben zu erfüllen und allein, wenn wir die kunstgewerbliche Bewegung, die im Kern genug wirtschaftliche Probleme birgt, die mit der Zukunft des deutschen Volkes zusammenhängen, in Betracht ziehen, bieten sich Ausblicke und Möglichkeiten genug.

Hier sind auch wirklich Kämpfe ausgefochten und Opfer gebracht worden. Firmen, Künstler, Gelehrte und Kunstfreunde haben zusammengehalten und haben Opfer an Geld, Zeit und Mühen gebracht. Weshalb? Um die deutsche Industrie, die deutsche Kunst, das deutsche Kunstgewerbe, die deutsche Architektur und Raumkunst zu stützen und sie auf eine Höhe zu bringen, daß sie der ausländischen Konkurrenz gewappnet gegenübersteht. Das ist nationaler Idealismus, meine Herren! Und erfordert mehr Witz und Scharfsinn, mehr Geist und Scharfsinn, als auf dem Lotterbett des patentierten Deutschtums träger Ruhe zu pflegen. Das schafft neue Werte. Und während es diese moderne Entwicklung fertiggebracht hatte, den Deutschen zu einem neuen Geist zu erziehen, der in Taten sich ausspricht, der strebt, in den Dingen wirksam zu werden, in Form zu kommen, Werte zu realisieren, soll nun wieder das alte Ideologentum, die Stubenatmosphäre, die Feinheit von den Dingen und all das gelten, das uns solange rückständig erhalten, uns mit einem Zaun umgeben, mit einer Brille versehen hat.

Ich habe den „Fall Meier-Graefe“ geschrieben und glaube damit gegen den Vorwurf der Ausländerei gesichert zu sein. Doch ebensosehr trenne ich mich von dieser Partei, die meines Erachtens nur der Reaktion dienen kann. Die Uebertreibung ist in beiden Lagern. Aber ich würde mich lieber zu der Partei der „lästigen Ausländer“ als zu der der „beschränkten Patrioten“ rechnen lassen. Die Luft ist da immerhin wenigstens frei, während bei den Deutschtümlern muffige Kleinstubenatmosphäre herrscht.

Dies ist meine Meinung. Sobald ich gute Taten des Werdandi-Bundes sehe, werde ich diese öffentlich korrigieren. Bis dahin werde ich das glauben, was Eingeweihte schon kommen sehen: die nordische Gefahr.

Randbemerkungen.

Moderne Bühnenreformer.

I.

Was sie zumeist am heutigen Theater verdrießt,
Ist, daß sich's ihren Stücken verschließt.

II.

Ein schiefgewachsenes Mädchen wird nicht grade,
Gehts im Reformkostüm zur Promenade.

III.

Pfui! rufen sie, Guckkasten! Welch ein Stall da!
Doch über diesem Stalle leuchtete der Stern
Zu mancher göttlichen Geburt. O werte Herrn,
Bedenkt den Spruch: Hic Rhodus est, hic salta!

IV.

Welch ein Lärmen! Welch ein Schrein! —:
Gebt uns Schläuche! Neue Schläuche! —
Seh ich hin, sind's arme Gäuche,
Und sie haben keinen Wein.

V.

Das ist gewiß: Es wird ein schönes Haus,
Sieht neu, geschmackvoll, festlich, heiter aus,
Und, was der wohlerfahrene Architekt
Erstrebt: es wird erreicht, nicht bloß bezweckt:
Man kann von allen Plätzen alles hörn und sehn. —
In dies Theater werd ich gerne gehn,
Sofern das Hörn und Sehn sich auch verlohnt
Und man uns gnädiglich mit dem verschont,
Was jetzt schon, fürcht ich, hier um Einlaß jammert,
Inbrünstig sich an andre Künste klammert,
Weil es allein nicht stehn und gehen kann.
Denn Krüppel seh ich mir nicht gerne an,
Sind sie auch prächtig, ja in Gold geschient.
Mit Orthopädik ist uns nicht gedient.

Otto Julius Bierbaum.

Hapag — Lloyd.

Kaum hat die Anspannung am Geldmarkte ein wenig nachgelassen, so treten die Aktiengesellschaften wieder mit neuem Kapitalbedarf auf. Sicherlich ein Zeichen fortschreitender Entwicklung der deutschen Industrie; aber auch eins, das zu starken Bedenken Anlaß geben muß und nicht augenblicklich, gewiß aber später einmal zu einer scharfen Wirtschaftskrisis führen wird. Das Jahr 1908 dürfte ein Jahr der Rentenhausse sein; den Industriepapieren hat der Kapitalist, eingedenk der Spekulationsverluste, Feindschaft geschworen, andererseits aber sucht der durch ein niedrigeres Preisniveau und schwächere industrielle Betätigung schon entstehende Geldüberfluß nach neuer Kapitalanlage. Darum sehen wir überall das Bestreben, keine neuen Aktienemissionen vorzunehmen, sondern Schuldverschreibungen (Obligationen) auszugeben.

Auch die größten beiden Schiffahrtsgesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, haben solche Finanztransaktionen angekündet. Die Herren haben den Markt geschickt vorbereitet. Am 10. Januar ward plötzlich verkündet, zwischen den beiden Gesellschaften seien Vereinbarungen getroffen worden, „die eine enge Zusammenarbeit auf den wichtigsten Gebieten ihres Verkehrs für die nächsten Jahre sicherstellen". Die Nachricht kam aus Bremen, also diesmal von Herrn Wiegand, der sich auf die Reklame sonst nicht so gut versteht, wie Herr Ballin, sein großer Rivale. Die Meldung mußte die Herzen aller Aktionäre beglücken; hatten doch die (oft kleinlichen) Sticheleien der beiden Gesellschaften jahrelang gedauert. Auf die Einigung sollte man nicht allzuviel geben; schon im Geschäftsbericht für das Jahr 1897 fand die Amerikalinie begeisterte Worte für das „freundnachbarliche Verhältnis mit dem Norddeutschen Lloyd". „Der 15jährige Vertrag," so hieß es damals, „der eine Gemeinsamkeit des Betriebes der ostasiatischen Linien herbeiführt, unterscheidet sich kaum noch von einer Fusion." Dennoch hat der Friede nicht lange gehalten, und das jetzige Bündnis soll nun wieder das Passagegeschäft in Ostasien regeln. Die Hamburg-Amerika-Linie will auf die Passagierbeförderung nach Ostasien verzichten, dafür sind ihr Zugeständnisse für den nordatlantischen Zwischendeckverkehr gemacht worden. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gleichzeitig mit dieser Nachricht eine andere, aus New York datierte, verbreitet ward, die Wolffs Telegraphenbureau auf demselben Blatt zum Abdruck brachte. Die Cunardlinie (der deutschen Schiffahrtsgesellschaften größter Konkurrent) habe es abgelehnt, so war zu lesen, die Ueberfahrtspreise für die zweite und dritte Kajüte der Dampfer „Lusitania" und „Mauretania" zu erhöhen. Der Konkurrenzkampf ist also wieder in verschärfter Form entbrannt und am 3. Februar soll in London die Entscheidung fallen. War die Einigung zwischen Ballin und Wiegand etwas anderes, als die Vorbereitung zu diesen Kämpfen mit der Cunardlinie? Und

aus der Tatsache des Zusammenschlusses muß entnommen werden, daß die Bedeutung des Zwistes in den Bureaus der Schiffahrtsgesellschaften nicht unterschätzt wird. Als zu Anfang des Jahres 1905 eine Einigung mit der Cunardlinie erzielt wurde, ward ein großes Freudengeschrei angestimmt. Man sieht jetzt, wie wenig auf solche Verständigungsaktionen zu geben ist. Auch der Morgansche Schiffahrtstrust, der im Jahre 1902 gegründet wurde, wird nicht viel ausrichten können. Immerhin hätte man gut daran getan, die Cunardlinie in den Trust aufzunehmen. Der Fehler wurde später erkannt, war aber nicht mehr zu heilen. Er ist dem Morgantrust zuzuschieben, der das mit englischen Regierungsgeldern gefütterte Unternehmen in seiner Bedeutung unterschätzte, während die Gesellschaft einer Aufnahme in den Trust nicht abgeneigt war. Man sollte daher das auf eigene Kraft angewiesene englische Schiffahrtsunternehmen jetzt nicht schelten, wie es seit Jahren in der deutschen Presse geschieht. Schon deshalb nicht, weil die Erträgnisse der Cunardlinie deutlich beweisen, unter wie schwierigen Verhältnissen sie zu kämpfen hat.

Der Beschluß des Norddeutschen Lloyd, den Geldbedarf durch Ausgabe von 25 Millionen Mark neuer Obligationen zu decken, hat zu lebhaften Erörterungen Anlaß gegeben. (Bei der Hamburg-Amerika-Linie liegt ein Beschluß noch nicht vor, aber die Gerüchte treten bestimmt auf und sind nicht dementiert worden, so daß an der Richtigkeit nicht mehr zu zweifeln ist.) Ist die rasche Entwicklung unserer Schiffahrtsgesellschaften nicht sehr bedenklich? Daß diese Riesenunternehmungen trotz der beträchtlichen Vermehrung der Kapitalien sich nicht mehr konsolidieren konnten (wie die starken Schwankungen der Dividenden ergeben), mag dem Konkurrenzkampf zuzuschreiben sein, muß aber immerhin die Argumente der Zweifler verstärken. Sicher ist, daß so große Summen bei so relativ geringer Verzinsung nicht hätten aufgebracht werden können, wenn nicht der Patriotismus zum Aktivum der Gesellschaften gehörte. Der Hamburger und der Bremer Großkaufmann, der Offiziers- und Beamtenstand sind stolz, Aktien des Lloyds oder der Paketfahrt zu erwerben, mag auch die Deutsche Bank oder der Bochumer Gußstahlverein ihnen höhere Rente zahlen. Und sicherlich ist's kein Zufall, daß die Reedereien erst zu der starken Kapitalvermehrung geschritten sind, als der Flottenrummel begann. Im Jahre 1897, kurz vor dem Ausbruch der Propaganda zur Vermehrung der deutschen Kriegsflotte, hatte der Lloyd ein Aktienkapital von 40 Millionen, die Paketfahrt von 45 Millionen Mark; an Obligationen 32,95 und 13,9 Millionen Mark. Heute betragen die Aktienkapitalien je 125 Millionen, die Obligationen ca. 55 und 37 Millionen Mark. Diese Beträge zu verzinsen, muß immer schwieriger werden, obgleich nicht geleugnet werden soll, daß die Verzinsung jetzt etwas besser ist, als in den Zeiten einer bescheidenen Ausdehnung. Berechnet man, welche Summen den Gesellschaften einschließlich der Reserven zur Verfügung standen, und welche Beträge andererseits für Dividenden und Obligationenverzinsung gezahlt worden sind, so ergibt sich von 1897—1906 eine Steigerung der Rentabilität um je ca. ½ %. Der Prozentsatz stellt sich bei Berücksichtigung mehrerer Dividenden (nach dem Durchschnitt) etwas günstiger; auch ist in Betracht zu ziehen, daß sich die Abschreibungen mehr als prozentual vermehrt haben. Dennoch ist der Einwand, für die Aktionäre habe die Vermehrung der Kapitalien keinen rechten Zweck, nicht von der Hand zu weisen. In den Generalversammlungen sollte man diese Dinge eingehender besprechen; sollte auch einmal fragen, ob die ständige Vergrößerung des Schiffskörpers nicht mehr auf politische Gründe, als auf wirtschaftliche zurückzuführen ist. Daß die Schnelldampfer der Schiffahrtsgesellschaften im Kriegsfalle als Hilfskreuzer verwendet werden sollen, ist allzu offenes Geheimnis, als daß man es dementieren könnte. Was der Reichstag nicht bewilligt, zahlen also die Aktionäre. Wenn sich's rentiert, ist schließlich darüber nicht zu klagen; nur sollten die Direktoren der Schiffahrtsgesellschaften allein im Interesse der Aktionäre handeln und die Politik aus dem Spiel lassen.

* * *

Herr Stern, der Direktor der Posener Spritfabrik und der Zentrale für Spiritusverwertung, sendet mir, unter Bezugnahme auf den Aufsatz in der dritten Nummer des „Morgen", ein Schreiben, worin er einige der hervorgehobenen Gesichtspunkte zu widerlegen sucht. „Der Monopolplan stammt, wie an der Börse behauptet wird, von Herrn Stern"; diese Worte hatte ich geschrieben, und der vermeintliche Urheber der Regierungsvorlage beruft sich nun darauf, daß schon früher Gerüchte ähnlicher Art verbreitet worden sind, die er dementiert hat. Er verweist auf einen an den Generalsekretär des Verbandes Deutscher Spiritus- und Spirituoseninteressenten am 16. Januar gerichteten Brief, worin Behauptungen dieses Herrn in einer Königsberger Versammlung widerlegt werden sollten. Aber diese Behauptungen gipfeln, nach meiner Ueberzeugung, doch in etwas ganz anderem, als in dem, was

ich gesagt habe. Der Generalsekretär behauptete, Direktor Stern sei „schon Anfang Juni im Reichsschatzamt ein- und ausgegangen". Darauf antwortete Herr Stern wörtlich: „Ich wiederhole, daß ich aus Anlaß der von der Reichsregierung vorbereiteten Branntweinsteuerreform zum ersten Male am 25. Oktober 1907 im Reichsschatzamt war, und zwar auf Veranlassung des Reichsschatzamtes selbst, um über einzelne Fragen Auskunft zu erteilen; ich erweitere diese Feststellung noch dahin, daß ich vor dem 25. Oktober 1907 mit keiner amtlichen Persönlichkeit über die Branntweinsteuerreform in irgendwelche Verhandlungen getreten bin." War das von mir behauptet worden? Daß Angehörige der Regierung mit den Herren Stern und Zwicklitz in amtlicher Eigenschaft über das Branntweinmonopol monatelang vorher verhandeln würden, könnte nur einer annehmen, der die Gefahr solcher Verhandlungen nicht kennt. Die Worte des Herrn Stern sollen also nicht bezweifelt werden; widerlegen sie aber, daß der Plan seinem Kopfe entsprang? Auch wenn Herr Stern keiner „amtlichen Persönlichkeit" den Vorschlag gemacht hätte, die Branntweinindustrie zu verstaatlichen, könnte man noch nicht von „Verhandlungen" reden. Mir scheint aber, daß es auf diesen Punkt überhaupt nur sehr wenig ankommt. Die Tendenz meines Aufsatzes ging dahin, zu verhindern, daß dem Reichstage ein Monopolprojekt vorgelegt werde, das nicht die Interessen der Spritfabriken, sondern die der Steuerzahler wahrnimmt. Deshalb wies ich darauf hin, daß im Gegensatz zu anderen Industriewerten die Kurse sämtlicher Aktien von Spritfabriken rapide gestiegen sind, und ich behauptete, daß die Herren Stern und Zwicklitz diesen Kurssteigerungen nicht fernstehen. Darauf haben beide Herren nicht erwidert. Ich will daher heute noch daran erinnern, daß die Steigerung der Spritaktien hauptsächlich durch Börsenkäufe der Firma Siegfried Ellon & Co. herbeigeführt worden ist. In welchen Beziehungen diese Firma zu Direktoren der Spritfabriken oder der Spirituszentrale steht, weiß Herr Stern ebenso genau wie ich.

Herr Stern sagt in seinem Schreiben weiter, als Maßstab für die Abfindung der Spritfabriken sollen Aktienkurse und Dividenden gänzlich außer Betracht bleiben; nur durch einen festen Geldbetrag pro Hektoliter ihrer bisherigen Reinigungstätigkeit sollen die Spritfabriken entschädigt werden. (Die Kurssteigerung könne also keinen Einfluß auf den Uebernahmepreis ausgeübt haben.) Die Richtigkeit der Mitteilung will ich gern voraussetzen, obgleich der Entwurf in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, dem Reichstage noch nicht zugegangen ist. Aber erreicht man nicht bei der Regierung und den Parlamenten auch eine größere Abfindungssumme, wenn der Kurs der Aktien höher notiert? Der Aktionär rechnet nur auf Basis des Kurses, und auch wenn die Reinigungsprämie allein für den Verstaatlichungspreis maßgebend ist, kann die Opposition leichter bekämpft werden, können namentlich die Aktionäre (die sonst von Vergewaltigung reden) leichter beruhigt werden, wenn man ihnen vorrechnet, daß sie durch die Verstaatlichung keinen Schaden erleiden. Damit sollten die Spritfabriken (wenn der Monopolplan ihnen bekannt war) nicht gerechnet haben? Wenn die Regierung ohne Rücksicht auf die Interessen der Aktionäre expropriieren wollte, brauchte sie auch am 25. Januar mit den Interessenten nicht zu verhandeln. Bei solchen Verhandlungen spielt aber naturgemäß der Aktienkurs eine Rolle; mag der Erwerb auch auf anderer Basis erfolgen. Ich kann mich daher beim besten Willen nicht von der Ansicht abbringen lassen, daß die Regierung besser daran tun würde, mit der Verstaatlichung noch einige Jahre zu warten, bis durch den neuen Kartellvertrag die Spritfabriken geringere Erträgnisse aufweisen; es sei denn, daß man sie jetzt schon zu einem Preise erhält, der den Rückgang zum Ausdruck bringt.

Bruno Buchwald.

Notizen.

Der Reinertrag beider Vorträge ist für wohltätige Zwecke bestimmt, doch werden Freikarten für die Abonnenten ausgegeben.

Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Paris, der sich durch eine quellengeschichtliche Untersuchung über das Nibelungenlied, durch seine Arbeiten über Richard Wagner, Heinrich Heine und Friedrich Nietzsche auch diesseits des Rheines einen Namen gemacht hat, tritt soeben mit einem Werke über „Das moderne Deutschland" hervor, das noch in diesem Winter deutsch (bei E. Reißner in Dresden) erscheinen wird. Wir bringen ein besonders interessantes und lichtvolles Stück daraus zur Veröffentlichung. D. Red.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Rafael & Witsek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Am 1. Januar 1908 begann zu erscheinen:

XENIEN

EINE MONATSSCHRIFT / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN GRÆF.

JAHRGANG 1908 — HEFT No 1.

INHALT

ALEXANDER FREIHERR VON GLEICHEN-RUSSWURM: Der Weg zur modernen Renaissance / FERDINAND GREGORI: Lenau und Sophie Löwenthal / Prof. Dr. EDUARD ENGEL: Friedrich der Grosse und seine Schrift über die deutsche Literatur / WILHELM BÖLSCHE: Heine im Abendrot seines Jahrhunderts / Prof. Dr. KARL BORINSKI: Der vorchristliche Jesus / PAUL KUNAD: Vom Dichter / Literarische Berichte

ERSCHIENEN IM VERLAG FÜR LITERATUR / KUNST UND MUSIK ZU LEIPZIG

BEZUGSPREIS / 3 HEFTE VIERTELJÄHRLICH 1·- M / EINZELHEFT – 35 M

Jedes Heft hat einen Textumfang
::: von mindestens 64 Seiten! :::

Für wenig Geld

eine umfangreiche wertvolle Bibliothek zusammen zu stellen, ist mit Hilfe von

Reclams

Universal-Bibliothek

leicht möglich. Diese in vielen Millionen von Bänden über den ganzen Erdball verbreitete, bedeutendste deutsche Bücherſammlung bietet in jetzt nahezu 5000 Nummern à 20 Pfennig den vielseitigsten und gediegensten Lesestoff, sowohl zur Unterhaltung als auch zum Studium. Die Universal-Bibliothek enthält mehr als 2500 Nummern Unterhaltungslektüre der bedeutendsten Erzähler aus der Weltliteratur, mehr als 1400 Nummern Bühnenwerke und etwa 1000 Nummern wissenschaftlicher Texte.

Kataloge

versendet an Interessenten überall hin gratis

Philipp Reclam jun. · Leipzig

Inserate finden die weiteste Verbreitung im „Morgen"

Im Verlage von **Arnold Bopp, Zürich und Leipzig,** erschien:

Victor Hardung:

Seligkeiten

Legendäre Erzählungen künstlerischen Humors

Preis geb Mk. 2.50
brosch. „ 2.—

In allen guten Buchhandlungen erhältlich

Die Neue Freie Presse in Wien schreibt:

. . . muß es zweimal lesen, dieses bedächtige, dieses leichtfertige Buch, um ganz auf seine Schönheiten und seine heimlichen Reize zu kommen. Ist sonst meist der Witz ins grellste Licht gerückt, sorglich stets mit dem Hauptton bedacht, so hüllt er sich hier schamhaft in Perioden, versteckt sich klebernd in Nebensätzen. Es ist nicht leichtgemacht ihn zu genießen. Aber er ist da und Entdeckerfreuden lohnen, hat man sich erst die Mühe des Suchens genommen. „Introite, nam et hic Dii sunt", so lautet das Motto, das einladend vor den nur angelehnten Toren des Himmels steht, und fühlt man sich später auch geneigt, der Bezeichnung „Dii, Götter" zu widersprechen angesichts der menschlichen, allzumenschlichen Geschöpfchen, die un begegnen: der Einladung gefolgt zu sein, bedauert man dennoch nicht; denn sie sind reizend, diese kleinen Heiligen und süßen Engel, denen so starke Reste irdischer Empfänglichkeit, weltlicher Ve gnügungssucht anhaften, reizend, und amüsant. Und Unsere liebe Frau, die da oben den Ton angibt, sie ist weise, gütig und schön. Eine gute Gesellschaft . . .

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW.,
Anhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt zunächst Romane von:

Thusnelda Kühl, „Doktor Esrom"

Marie v. d. Heide, „Die Rosenstadt"

M. Gerhardt, „Professor Vollborn und die Seinen"

Das Beiblatt läßt sich die Pflege der Novelle und Skizze, sowie der Lyrik und Kritik angelegen sein. Alle wichtigen Neuerscheinungen der Literatur werden :: :: :: sorgfältig besprochen. :: :: ::

Preis vierteljährlich (13 Nummern)
:: :: **3 Mark 50 Pfg.** :: ::

Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Memoiren d. Kgl. Preuss. Prinzess Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth, Schwester Friedrichs d. Gr. Von ihr selbst geschr. 2 Bde. 10. Aufl. 4 M., geb. 5 M.

Dasselbe: FRANZÖSISCHE AUSGABE. Geb. 10 M.

Dasselbe: ENGLISCHE AUSGABE. 6 M., geb. 7½ M.

„. sie fesseln besond. durch d. naivpik Darstellungsweise aller, se bstd intimst Verhältn. a. d. Höf. d. 18 Jahrh."

MÜHLBACH, L., FRIEDRICH d. Gr. u. s. Hof. Hist. Roman. 5 Bde. 10 Aufl. 583 Seit., gross. Druck 6 M., geb 7 M.

MEDWIN, TH., GESPRÄCHE m. LORD BYRON m 5 Portr. 4M., geb 5 M., war d Vorbild. f. Eckermanns Gespr. m. Goeth.

APULEJUS, DER GOLDNE ESEL Satir.-myst. Roman. Uebersetzt von A. Rode. 5. Auflage, mit 16 Illustr. 06, 4½ M., geb. 5½ M.

Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerbiet. erw.

Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Wiesbaden: **Nassauer Hof** Hotel u. Badhaus

am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
15, Kaiserplatz **Berlin-Wilmersdorf,** Kaiserplatz 15.

Unser
Illustrierter Verlags-Katalog
steht auf Wunsch
kostenfrei zur Verfügung.

Boll u. Pickardt

Verlagsbuchhandlung

Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Inseraten-Annahme für den „Morgen" durch den Verlag des „Morgen", Berlin, Eislebenerstr. 14 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

AUSSTELLUNG
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalecker Werkstätten G. m. b. H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke)
:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: :: ::

DAS KUNSTGEWERBE FÜRS HAUS
(Herausgegeben von **C. von Sivers**)
ist eine Monatsschrift für wirksame Haus- und Liebhaberkünste. Sie zeigt Laien und Fachleuten den Weg, den gesteigerten modernen Ansprüchen in künstlerischer, aber praktischer Weise zu genügen. Vierteljährlich erscheinen drei starke, reich illustrierte Hefte zum Preise von 4.50 M. durch Buchhandel oder Post bezogen.
Jedes Heft enthält zu den vielen neuen Anregungen und Vorlagen **die originalgrossen Musterbogen,** die direktes Nacharbeiten ermöglichen.
Ein Probeheft franko für 1.— M. durch den Verlag:
Verlag Kunstgewerbe fürs Haus, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23e.

Die
Einbanddecke
für den I. Jahrgang (Heft 1—29) ∴ ∴ ∴ des „Morgen" ∴ ∴ ∴
ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt zu beziehen.
Halbleinen-Decke zum Preise von Mk. 2.—
in Ganz-Pergament „ „ „ „ 4.—
Neu hinzutretende Abonnenten erhalten den kompletten Jahrgang 1907 gebunden in Halbleinen für Mk. 10.— und in Ganz-Pergament für Mk. 12.50.
Marquardt & Co., Berlin W. 50.

Werkstätten für Handwerkskunst
Otto Erdmann junior
Hoflieferant Sr. königl. Hoheit des Prinzen
Friedrich Leopold von Preussen.
Berlin SW 61, Tempelhoferufer 27

Inhalt

		Seite			Seite
Karl Jentsch	Gegen das System Keim	165	Herman Bang	A propos	184
Karl Schnitzler	Auch ein Urteil	170	K. S.	Dernburg	185
Richard Muther	Die englische Ausstellung	176	K. S.	Judica	185
Carl Hauptmann	Graf Michael	180	***	Musik	187
	Randbemerkungen:		Willi Handl	Theater	188
Robert Walser	Zeichenstunde	183	Bruno Buchwald	Kali	190

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.

Keine Liebhaberei

sondern ein wahres Bedürfnis ist die Musik. Sie selbst auszuüben, alle Tonschöpfungen auf dem Klavier zur Entfaltung zu bringen, muß das Ideal jedes Musikliebenden sein. Mittels

Hupfelds Phonola

mit den Künstler-Notenrollen

vermag man schon nach ganz kurzer Uebung in vollendeter Meisterschaft selbst die schwierigsten Klavierwerke mit allen Feinheiten des Anschlages, der Nuancierung und Betonung vorzutragen. Die Künstlerrollen spiegeln das Originalspiel erster Meister, d'Albert, Busoni, Grieg, Reisenauer u. a. wider. Prospekt und Vorführung bereitwilligst.

Ludwig Hupfeld A.-G., Leipzig. Berlin W., Leipzigerstr. 123a, Ecke Wilhelmstraße.